Laurahütte-Siemianowitzer Zeitung

Erscheint Montag, Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und kostet vierzehntägig ins Haus 1,25 Zloty. Betriebsstörungen begründen keinerlei Anspruch auf Rückerstattung des Bezugspreises.

Einzige älteste und gelesenste Zeitung von Laurahütte-Siemianowitz mit wöchentlicher Unterhaltungsbeilage.



Anzeigenpreise: Die 8-gespaltene mm-Zl. für Polnisch-Oberschl. 12 Gr., für Polen 15 Gr.; die 3-gespaltene mm-Zl. im Reklameteil für Poln.-Oberschl. 60 Gr., für Polen 80 Gr. Bei gerichtl. Beitreibung ist jede Ermäßigung ausgeschlossen

Geschäftsstelle: Siemianowice (Śląskie), ulica Bytomska (Beuthenerstraße) 2

Fernsprecher Nr. 501 — Fernsprecher Nr. 501

Nr. 28 — Sonntag, den 19. Februar 1933 — 51. Jahrgang

Was die Woche brachte

Nach der Erledigung des Haushaltsvoranschlages ist nun der Sejm in Warschau an eine neue Aufgabe herangetreten, nämlich an die kleine Selbstverwaltungsreform. Das Regierungsprojekt ist bei allen Parteien, mit Ausnahme des ausschlaggebenden Regierungsblocks, auf Ablehnung gestoßen. Es steht im Zeichen aller anderen Gesetze, die dieser Sejm im Eiltempo durchpeitscht und die alle nur den Zweck haben, den Einfluß und die Macht der Regierung zu stärken. Die Kritik hob polnischerseits hervor, daß diese Reform das Ende der Selbstverwaltung bedeute, und daß man sich die ehemals russischen Verhältnisse zum Muster genommen habe. Den Standpunkt der deutschen Fraktion legte Abgeordneter Rosumek dar, der vor allem hervorhob, daß das Mitbestimmungsrecht der Bevölkerung an den Belangen ihres Ortes verloren geht und nur mehr die Befehle einer Partei auszuführen sind. Dieser Nachteil ergibt sich daraus, daß die Beschlüsse der Selbstverwaltungen an die Bestätigung der Aufsichtsbehörde gebunden sind. Die Sprachprüfungen seien außerdem ein Mittel die Deutschen aus der Selbstverwaltung auszuschalten. Besonders scharf war die Stellungnahme der Ukrainer, die an die ihnen seinerzeit versprochene Autonomie erinnerten, gegen den Haß, der von polnischer Seite gegen sie gehegt werde, protestierten und in dem Verlust der bisherigen Selbstverwaltungsrechte einen Schlag gegen ihr Volk sehen. Sie kündigten deshalb auch dem Gesetz den Kampf innerhalb und außerhalb des Parlaments an.

Weniger erregt ging es im Senat bei der Annahme des Rekrutierungsgesetzes zu. Die polnischen Parteien erklärten sich für das Gesetz, weil der Staat unter den gegenwärtigen Verhältnissen ein starkes Heer brauche, nur der Sozialist Demski sprach dagegen, da ihm die jetzige Regierung keine Gewähr für eine erfolgreiche Abwehr gegen Feinde biete. Als Vizeminister Skladowski die erregte Frage dazwischen warf, ob Marschall Pilsudski es nicht verstehe, Polen zu verteidigen, antwortete Demski, daß heute jeder hinter dem Marschall Schutz suche, sowohl der Justizminister Michalowski wie der Staatsanwalt Grabowski. Der Marschall habe 1920 Polen nicht selbst verteidigt, sondern er mußte sich ans Volk wenden.

Das größte Interesse gehörte in diesen Tagen jedoch den Ausführungen des Außenministers Beck im Auswärtigen Ausschuß des Sejm. Ob dieses Interesse befriedigt wurde, ist eine andere Frage. Oberst Beck berührte im großen und ganzen nur bekannte Dinge und ging den andern Problemen aus dem Wege. Der Nichtangriffspakt mit Rußland ist nichts Neues mehr, ebenso die Auslassungen über die „liberale Auslegung der Minderheitenverträge“ und die Abrüstungskonferenz. Größere Aufmerksamkeit hätte eine Darlegung des Verhältnisses zum Deutschen Reiche beanspruchen können, doch beschränkte sich der Minister hier auf eine einfache Formel. Das Verhalten zu Deutschland werde so sein, wie das Verhalten Deutschlands zu Polen. Ins Populäre übertragen heißt das: „Wie du mir, so ich dir“. Das ist einfach und klar, man könnte sagen militärisch, doch besagt es nicht viel, zum mindesten ist damit keine Zielangabe verbunden. Ob diese Formel immer ausreichen wird, kann bezweifelt werden. Gar nicht berührt wurde Polens Stellung zur Kleinen Entente, die gerade jetzt wieder lebendig wird. Wahrscheinlich will der Minister erst abwarten, wie sich die Dinge entwickeln werden. Der kräftigste Ton wurde jedenfalls gegen Frankreich angeschlagen. Dahin sind wohl die Worte gerichtet, daß Polen nicht der Spielball eines andern sein werde. Das klingt doch so, als hätte unsere Außenpolitik wirklich den Wunsch, eigene Wege zu gehen. Festgestellt muß immerhin werden, daß der Minister sich großer Mäßigkeit beflissen hat und keinerlei Verschärfungen hervorrufen wollte.

Diese Tatsache ist um so wichtiger als sich in der übrigen Welt der Horizont stark verdüstert. Der Ausbau der Kleinen Entente ist für die geschaffene Lage recht bezeichnend. Die Tschechoslowakei, Rumänien und Südslawien, die sich miteinander verbunden haben, unterstehen dem Diktat Frankreichs. Es wird immer klarer, daß es in Europa drei Staatengruppen gibt. Die eine ist für den Versailler Vertrag, die andere dagegen und die dritte steht abseits, sie ist neutral. Gegenüber dem Verhältnis am Ende des Krieges hat sich manches geändert. Die damaligen Freunde sind uneins geworden, wenigstens so weit die großen Mächte in Betracht kommen. Italien ist zu den Vertragsgegnern abgeschwenkt, England steht mehr auf dem Boden von Locarno als auf dem von Versailles, nur Frankreich hält fest. Er trachtet nun darnach seine Position zu stärken. Ein Werkzeug hat es in der Kleinen Entente gefunden. Und Polen? Seine Interessen weisen es in die Reihe der Anhänger des Versailler Vertrages.

Von diesem Gesichtspunkt aus gesehen ist es erklärlich, daß die Abrüstungskonferenz nicht vorwärts kommt. Es ist leicht möglich, daß sie damit zu Ende geht, ja mehr noch, daß eine neue Aufrüstung kommen wird. In England besinnt man sich darauf, daß die Flotte nicht entsprechend aufgerüstet hat und man will darangehen, das Versäumte nachzuholen. Damit würde das Signal zu neuen Rüstungen gegeben. Gegen wen sind nun die Seerüstungen gedacht? Da Deutschland keine Flotte hat, mit der die englische rechnen müßte, bleibt nur Frankreich übrig. Man ahnt in London, was die Abrüstungskonferenz bringen wird und will die nötigen Versäumnisse nachholen. Das wäre das Signal für ein neus Wettrüsten, das man gerade durch die Verhandlungen in Genf unmöglich machen will. Die Dinge verkehren sich in ihr Gegenteil.

Schuld daran trägt nicht zuletzt Japan, das durch seinen Krieg das Vertrauen in die bestehenden Institutionen wie Kelloggpakt u. a. erschüttert hat. Die Diplomatie des Rechts, die man angeblich schaffen wollte, tritt dem Anscheine nach wieder zurück vor der alten Diplomatie der Gewalt. Die Zeichen häufen sich: der Krieg gegen China, die Kleine Entente, die Forderung der englischen Presse nach verstärkten Seerüstungen.

Indessen rüstet man sich in Amerika zum Uebergang der Macht an den neuen Präsidenten. Die Sitte will es, daß am Tage der Uebergabe der alte Präsident den neuen empfängt und bis zu dem berühmten Schreibtisch seines Arbeitszimmers führt, der ganz leer sein muß, um die Macht zu übergeben. Der leere Schreibtisch soll ein Zeichen dafür sein, daß der alte Präsident alle Regierungsgeschäfte erledigt hat, der neue nun frisch beginnen kann. Die Symbolik ist diesmal fatal. Hoover hat nicht alles in Ordnung gebracht vor der Uebergabe, er läßt vielmehr eine sehr schwere innere und äußere Lage zurück. Er hat bloß alle Möglichkeiten erschöpft, die ihm zu Gebote standen, jedoch ohne Erfolg, was am Schlusse seiner Amtszeit noch durch den Bankenkrach erhärtet wird. Roosevelt wird es schwer haben, sich durchzufinden. Allerdings hat er andere Möglichkeiten. Nicht gebunden an die Faktoren seines Vorgängers, kann er andere Wege gehen. Welche, weiß man heute nicht. Doch ist es leicht möglich, daß er danach trachten wird, mit England in ein besseres Verhältnis zu kommen, etwa durch Streichung der Kriegsschulden, um so mit dem angelsächsischen Bruder der inneren und äußeren Schwierigkeiten leichter Herr zu werden.

Paris gegen Wien

Ultimative Note wegen der Hirtenberger Waffen — Sofortige Vernichtung verlangt — Androhung von Sanktionen

Rom. Der Wiener Vertreter des halbamtlichen „Giornale d'Italia“ ist in der Lage, seinem Blatte den Wortlaut der französischen Note an Oesterreich wegen der Waffenangelegenheit von Hirtenberg zu übermitteln. Die Note, **der sich auch England angeschlossen hat,** erinnert im Ton und in ihren Forderungen an die schlimmsten Zeiten nach Versailles. Sie faßt zunächst den vorhergehenden diplomatischen Notenwechsel zwischen Paris und Wien zusammen und erklärt dann, daß die französische Regierung in der Waffenschmuggelangelegenheit eine Verletzung des Artikels 134 des Vertrages von St. Germain und des Artikels 1 des österreichischen Gesetzes von 1928 erblicke. **Sie fordert die österreichische Regierung diktatorisch auf, folgende Maßnahmen zu treffen:**

1. In Uebereinstimmung mit ihren bisherigen Versprechungen hat die österreichische Regierung das Nötige zu veranlassen, um eine völlige Rücksendung der in Hirtenberg und Steyr liegenden Waffen an den Absendenden Spediteur sicherzustellen.

2. Im Falle, daß diese auf die Weigerung des Spediteurs stößt, muß die österreichische Regierung zur Zerstörung der fraglichen Waffen schreiten.

3. Die österreichische Regierung hat den Vertretern Frankreichs und Englands den Beweis der Rücksendung oder Zerstörung der Waffen zu liefern. In jedem dieser beiden Fälle haben die österreichischen Bundesbehörden ihre Erklärungen unter Eid abzulegen. (!)

4. Die österreichische Regierung hat eine Untersuchung zu veranstalten, um festzustellen, ob ein Teil dieser Waffen über die österreichische Grenze weiterbefördert worden ist. Die Ergebnisse dieser Untersuchung müssen den Vertretern Frankreichs und Englands mitgeteilt werden. Falls sich die Frage bejaht, muß die Zahl der auf diese Weise weiter beförderten Waffen angegeben werden.

5. Zur restlosen Durchführung der vorstehend angegebenen Maßnahmen wird eine Frist von zwei Wochen, beginnend mit dem Datum der vorliegenden Mitteilung, festgesetzt.

Der französische Botschafter ist beauftragt, hinzuzufügen, daß wohlverstanden durch diese Mitteilung das Recht aller Regierungen, die Frage dem Völkerbundsrat vorzulegen, wenn es die Umstände notwendig machen, nicht angetastet wird.

*

Wien. Wie von zuständiger Seite mitgeteilt wird, handelt es sich bei der Veröffentlichung der französischen „Note“ im „Giornale d'Italia“, deren Text hier authentisch nicht vorliege, um die am Sonnabend erfolgten Vorsprachen des englischen und französischen Gesandten beim Bundeskanzler Dollfuß. Der Inhalt dieser Vorsprachen sei in den Einzelheiten durch die Mitteilung Krostas im Prager Parlament sowie durch die Berichterstattungen über die Arbeiten der Kleinen Entente bekannt.

Der sachliche Inhalt dieser aufsehenerregenden Ultimativforderungen Frankreichs an Oesterreich, denen sich England angeschlossen hat, wird somit voll bestätigt.

Tritt Polen bei?

Hoffnungen der Kleinen Entente auf Polen — Ein neuer Abwehrblock

Belgrad. Zum neuen Pakt der Kleinen Entente, der die Außenpolitik und die Wirtschaftspolitik ihrer Mitgliedsstaaten vereinheitlichen will, erklärt die „Politika“ u. a., daß dadurch die Souveränität der Einzelstaaten zweifellos beschränkt würde, allein diese Beschränkung sowohl in politischer, als auch in wirtschaftlicher Hinsicht sei nur erfreulich, denn der gemeinsame Gewinn würde größer sein, als die Verluste des Einzelnen.

Der Beitritt Polens zur Kleinen Entente dürfte in der nächsten Zeit — nicht unerwartet — folgen. Was aber ein Block, der vom Baltischen bis zum Schwarzen Meer und zum Adriatischen Meer reiche, bedeute, brauche nicht besonders erklärt zu werden.

*

Paris. In die begeisterte Zustimmung der französischen Presse über den engeren Zusammenschluß der Kleinen Entente mischt sich die warnende Stimme des Außenpolitikers des sozialistischen „Populaire“, der darin die Verwirklichung eines Militärbündnisses sieht. Ein Staatenblock werde einem anderen Block entgegengestellt und das sei Ernst, denn es zeige, wie groß die Unruhe sei, die in Europa herrsche. Schon heute müßte man die größten Vorbehalte über die hier befolgten Methoden der drei in Frage stehenden Staaten zum Ausdruck bringen. Der Außenpolitiker des „Populaire“ fürchtet, daß der Zusammenschluß der Kleinen Entente statt einen Friedensfaktor darzustellen, die Kriegsgefahr nur vergrößere. Einer der Gründe hierfür seien die politischen Zustände in den drei Ländern. Man habe es mit einer demokratischen Republik der Tschechoslowakei zu tun, daneben stehe das halbdiktatorisch regierte Rumänien mit einem Abenteurerkönig, mit einer Regierungspartei ohne Programm und schließlich das diktatorisch regierte Südslawien mit einer korrumpierten Regierung, die fähig zu den schlimmsten Wahnsinnstaaten sei, um die Revolution, die im Lande glimme, hinauszuschieben.



Der neue Präsident der BIZ.

Der bisherige Stellvertretende Präsident der Tributbank — der Bank für Internationale Zahlungen —, Leon Fraser, wird als neuer Präsident dieser Bank genannt.

Zwei Kunstflieger tödlich abgestürzt

Kapstadt. Die beiden englischen Kunstflieger Lowson und Roß stürzten am Freitag über dem Flugplatz von Kapstadt aus einer Höhe von 1000 Metern ab, als sie eine Todesschleife durchführen wollte. Beide wurden auf der Stelle getötet.

Jesuitenvertreibung in Südslawien

Scharfes Vorgehen Belgrads gegen die Katholiken

Belgrad. Die Bestrebungen der Belgrader Regierung, Serben, Kroaten und Slowenen zu einem einheitlichen Volk zu verschmelzen, haben bekanntlich zu großen Auseinandersetzungen zwischen den katholischen Bischöfen in Kroatien, Slowenien und Dalmatien einerseits und der orthodoxen Belgrader Regierung andererseits geführt. Jetzt holt die Regierung zu einem neuen Schlag gegen die katholische Kirche aus. In der Stuptschtina wurde von 54 Abgeordneten der Regierungspartei ein Gesetzesentwurf eingebracht, der die Vertreibung der Jesuiten aus Südslawien vorsieht. Nach dem Entwurf sollen die Jesuiten binnen 48 Stunden Südslawien verlassen. Die Jesuiten, die südslawische Staatsangehörige seien, sollen im selben Zeitraum auf der Insel Lissa interniert werden. Das Vermögen des Ordens sei zu beschlagnahmen. Der Erlös daraus sei für einen Fonds zu Erziehung katholischer Geistlicher im südslawischen Einheitsgeist zu verwenden. Mit den Jesuiten seien auch die Lazaristen sowie alle anderen zu vertreiben, die mit den Jesuiten in unmittelbaren Beziehungen stünden. Begündet wird der Gesetzesentwurf u. a. damit, daß die Jesuiten nicht national fühlen könnten, da sie infolge ihrer Erziehung nur mechanische Geschöpfe seien, die blind den Befehlen ihres Ordensgenerals in Rom gehorchten. Der Ordensgeneral aber stütze nur den Papst, der wiederum italienische Politik betreibe. Für Südslawien sei es daher nicht möglich, einen Unterschied zwischen der Politik des Vatikans und der Mussolinis zu machen.

Es ist noch nicht bestimmt, wann der Gesetzesentwurf auf die Tagesordnung der Stupschtina gesetzt werden wird. Auch ist es unklar, ob es sich hierbei um eine ernste Kampfmaßnahme oder nur um einen Schreckschuß der Regierung handelt.

Japan gibt nicht nach

Tokio. Das japanische Kabinett hat am Freitag, nach Mitteilung der Telegraphen-Agentur Schimbun-Rengo, zu den Genfer Verhandlungen folgendes beschlossen:

1. Japan lehnt die Empfehlungen des 19er-Ausschusses ab.
2. Es besteht darauf, daß die japanische Denkschrift zum Lytton-Bericht vom Völkerbund als Grundlage zur weiteren Beurteilung der politischen Lage im Fernen Osten anerkannt wird.
3. Japan verlangt die Anerkennung Mandschukuos durch den Völkerbund.
4. Es ist zu Verhandlungen über die Beilegung des Streiks mit der chinesischen Zentralregierung bereit.
5. Japan ist gegen jede Beteiligung von Amerika und Rußland an diesen Verhandlungen.
6. Sollten die Empfehlungen des 19er-Ausschusses vom Völkerbund bestätigt werden, so würde die japanische Abordnung auf Grund des Paragraphen 5 Absatz 15 des Völkerbundsstatuts Einspruch erheben.
7. In diesem Falle ist die japanische Abordnung angewiesen, Genf sofort zu verlassen und sich nach London oder Paris zu begeben und keine weiteren Verhandlungen mit dem Völkerbund zu führen, bis die Empfehlungen des 19er-Ausschusses zurückgezogen werden.
8. Japan bleibt vorläufig im Völkerbund und wird eine abwartende Haltung einnehmen.

Wahlschlacht in Zehdenick

Drei Schwerverletzte.

Berlin. Im Verlauf einer Wahlversammlung der Eisernen Front in Zehdenick kam es Donnerstag nacht zu einem blutigen Zwischenfall. Nach den Schlußworten des sozialdemokratischen Redners fielen plötzlich auf und hinter der Bühne Schüsse, durch die **drei SPD-Anhänger schwer verletzt wurden.** In einer auf der Straße fortgeführten Schlägerei und Schießerei zwischen Mitgliedern der Eisernen Front und Nationalsozialisten wurden weitere Personen verletzt, darunter ein Polizeibeamter. Ein anderer Polizeibeamter konnte einen Spandauer SA-Mann aus einem Graben, in dem er durch die Eisdecke eingebrochen war, herausfischen. **Zwei Nationalsozialisten wurden verhaftet.**

Senat stimmt Kürzung der Militärausgaben zu

Paris. Der Finanzausschuß des Senats hat nach Anhörung des Ministerpräsidenten und Kriegsministers Daladier im Gegensatz zu dem Beschluß des von den drei Militärausschüssen des Senats eingesetzten Unterausschusses mit 14 gegen 10 Stimmen der von der Regierung vorgeschlagenen und von der Kammer bereits verabschiedeten Kürzung der Militärausgaben zugestimmt. Der Ausschuß hat die Beratung der Finanzvorlage im übrigen abgeschlossen und der Generalberichterstatter hat sich an die Ausarbeitung seines Berichtes gemacht. Die öffentliche Aussprache im Senat über die Finanzvorlage wird am Sonnabend um 15 Uhr beginnen.

Macdonald verteidigt sich

London. Während der Unterhausaussprache über die Mißtrauensanträge der Arbeiterpartei machte der Schatzkanzler Chamberlain eine Mitteilung, die großes Aufsehen hervorrief. Er sagte nämlich,

daß auf 10 Jahre hinaus keine Aussicht bestehe, die Arbeitslosigkeit auf verhältnismäßig niedrige Zahlen zu reduzieren.

Churchil ergriff diese Gelegenheit zu einem **energischen Angriff auf die Regierung,** deren Mangel an Energie und Unternehmungsgeist er schwer tadelte. Ministerpräsident Macdonald schloß die Aussprache mit einer temperamentvollen Rede ab, in der er Lloyd George und Churchil wegen ihrer Angriffe auf die Regierung zurechtwies. Insbesondere verteidigte er **den Lausanner Vertrag** gegenüber Lloyd George, der ihn angesichts der Tatsache, daß noch keine Regelung **mit Amerika zustande gekommen** sei, als wertlos bezeichnet hatte. Die englische Regierung, so sagte Macdonald, erstrebe die **Wiederherstellung des nationalen und internationalen Handels, wobei der Lausanner Vertrag und die Weltwirtschaftskonferenz zwei große Schritte nach vorwärts darstellten.**

Verboten!

Köln. Der Regierungspräsident Kölns teilt mit: „Die Erschießung eines SA-Mannes in Siegburg hat eine lebhafte Erregung in vielen Kreisen der Bevölkerung hervorgerufen. Oeffentliche Versammlungen der SPD, der Eisernen Front und der diesen nahestehenden Organisationen bedeuten eine „unmittelbare Gefahr“ für die öffentliche Sicherheit und werden darum auf Grund der Verordnung zum Schutze des deutschen Volkes vom 4. Februar 1933, Paragr. 1 Abs. 2 bis auf weiteres verboten. Nach Beerdigung des bedauernswerten Opfers wird geprüft werden, **ob dieses Verbot aufgehoben werden kann.“**

Weiter wird vom Regierungspräsidenten mitgeteilt, daß aus Anlaß der Vorfälle in Köln-Ehrenfeld, wo vor einigen Tagen mehrere Schüsse auf einen Kundgeberzug der NSDAP abgegeben worden waren, alle öffentlichen Versammlungen der KPD — auch solche in geschlossenen Räumen — **bis auf weiteres verboten sind.**

Ein 20jähriger Bigamist

Lodz. Einen nicht alltäglichen Fall verhandelte gestern das Lodzer Bezirksgericht. Auf der Anklagebank saß der 20 Jahre alte Heinrich Kwiatkowski, ein Milchgesicht, das bei jeder Frage des Vorsitzenden zusammenbrach. Am 20. März kam in Begleitung der Marie Wojciechowski in das Sekretariat der Mariawitengemeinde ein junger Mann, der sich als Felix Kwiatkowski ausgab. Die beiden baten um Vollziehung einer Trauung. Da die Dokumente auf den Namen Felix K. lautend, in Ordnung waren, wurde die Trauung durchgeführt. Einige Zeit darauf erhielten die Polizeibehörden von einer Marie Szkobel die Mitteilung, daß ihr Mann, Heinrich K., eine zweite Ehe mit der Marie W. eingegangen sei. Daraufhin wurde gegen Kwiatkowski die Anklage erhoben. Er war geständig und bekannte, die beiden Frauen nacheinander geheiratet zu haben, ohne von der ersten geschieden zu sein. Um die zweite Ehe eingehen zu können, habe er sich auf den Namen seines Bruders trauen lassen. Das Gericht verurteilte ihn wegen Dokumentenfälschung zu 6 Monaten und wegen Bigamie zu 3 Monaten Gefängnis. Die Strafe wurde auf 6 Monate zusammengezogen und auf Grund der Amnestie ganz erlassen.




Revolver-Attentat auf Amerikas Präsidenten und Chikagos Oberbürgermeister

Links: Franklin D. Roosevelt, der neugewählte Präsident der Vereinigten Staaten. — Rechts: Anton J. Czermak, das Oberhaupt der Millionenstadt Chicago. — In Miami (Florida) gab ein Geistesgestörter bei einem Empfang zu Ehren des neuen Präsidenten Roosevelt mehrere Schüsse ab, durch die Roosevelt selbst nicht getroffen wurde, während 6 Personen verletzt wurden. Unter ihnen befindet sich der Oberbürgermeister von Chicago, Czermak, dessen Verletzungen lebensgefährlich sind.

10000 Zloty bei einem Raubüberfall erbeutet

Mrotschen. Kürzlich drangen des Nachts drei maskierte Banditen in die Wohnung Wieczorek-Krukowski ein. Sie bedrohten die allein anwesende Frau mit dem Tode, falls sie ihnen das Versteck des Geldes nicht verrät. Als sie sich jedoch weigerte, warfen sich die Banditen über sie und begannen sie zu würgen. In der Todesangst verriet sie nun die Stelle, an der sich das Geld befand. Den Banditen fielen 10 000 Zloty in die Hände. Das Geld hatte der Besitzer beim Verkauf seiner Wirtschaft erhalten. Während des Raubüberfalls war er gerade mit einem Vermittler nach Posen gefahren, um eine größere Wirtschaft zu kaufen.

Messerstecherei im Tanzsaal

Lodz. Kürzlich kam es in Lodz anläßlich der Hochzeitsfeier in einem Lokal zu einer blutigen Auseinandersetzung. Der 25 Jahre alte J. Ludicki wurde dabei sehr schwer und sein Bruder leicht verletzt. J. L. mußte ins Krankenhaus überführt werden, wo er mit schweren Lungen- und Leberverletzungen hoffnungslos darniederliegt. Er ist zwar bei vollem Bewußtsein, will jedoch nicht angeben, wer ihn verwundet hat. Bald nach der Schlägerei war es der Polizei gelungen, zwei Brüder festzunehmen, die nun vor den Untersuchungsrichter geführt und vernommen wurden. Als sie dann nach dem Gefängnis abgeführt werden sollten, gelang es einem von ihnen zu flüchten. Obwohl der begleitende Polizeibeamte die Verfolgung aufnahm und einige Schreckschüsse abfeuerte, gelang es dem Fliehenden, über einen Zaun zu springen und zu entkommen. Kurz darauf wurde eine Polizeistreife unternommen, die jedoch ergebnislos verlief. Der Messerheld wird steckbrieflich verfolgt.

Holk der Narr

Roman von Arno Franz

47)

Nun hatte Werner Holk die stolzen Augen dieser schönen Frau doch weinen sehen.

* * *

Als Traude nach einer Viertelstunde die Tür des Privatkontors öffnen wollte, war sie verschlossen.

Traude befiel peinigende Angst. Tot — war ihr erster Gedanke und ihr einziger! Immer nur tot.

Sie fühlte ihre Hände zu Eis werden, ihre Knie zittern, das Blut durch ihre Adern rauschen.

In Sekunden durchlebte sie Ewigkeiten.

Sie hob die Faust, die schwer war wie Eisen, um an die Tür zu schlagen — — da schnappte der Schlüssel zurück.

Erschöpft sank sie auf einen Stuhl.

Werner trat in den Raum.

Mit einem Blick übersah sie sein Zimmer und wußte — daß er ging! Platz machte! Schied von der Stätte seiner Arbeit. Sie neigte das Gesicht noch tiefer.

Ein lähmendes Empfinden befiel ihren Körper, als Werner vor ihr seinen Schritt verhielt.

Sie fühlte seine Hand über ihr Haar streichen, ganz leise, wie ein Hauch, scheu und zart. Sie hörte ihn sagen: „Traude, gütige Traude,“ und sah ihn, wie einen Schatten, hinter der jenseitigen Tür verschwinden.

Schwer sank der Kopf auf die Brust.

Sie wehrte der Tränen nicht, die heiß die geröteten Wangen netzten.

12.

Seit Mias Weggang hatten Vater, Mutter und Sohn kaum Sätze gesprochen.

August Stein hockte völlig apathisch in der Ecke des Sofas, das hinter dem großen Familientisch stand. Frau Asta saß im Sessel am Fenster, den Kopf in die Hände gestützt. Und Karl rauchte eine Zigarette.

Wieder sah Babette ins Zimmer. Diesmal meldete sie den Prokurist Sauerwein.

„Soll reinkommen,“ sagte August ohne recht gehört zu haben, wen er zum Hereinkommen aufforderte.

Prokurist Sauerwein, ein langsamer, bedächtiger Alter, schob seinen dürftigen Körper über die Schwelle und zwang ihn zu einer noch dürftigeren Verbeugung. Er trug ein dickes Buch unter dem Arm. Die Rechte hielt einen Bund Schlüssel. So trippelte er näher.

Da August teilnahmslos blieb und die Mutter nichts sagte, nahm Karl sich seiner an.

„Nun, Herr Sauerwein,“ fragte Karl, „was bringen Sie uns denn da?“

Sauerwein sah über den Brillenrand hinweg zu Karl auf. Dabei zog er die Brauen hoch in die Stirn.

„Entschuldigen gütigst,“ sagte er, „ich wollte nur melden, daß soeben unsere Scheuerfrau die Arbeit eingestellt hat.“

Karl konnte sich trotz allem eines Lächeln nicht enthalten. Da wäre man ja nun vollkommen unter sich, meinte er.

„Ja, Herr Stein, leider, leider, leider!“ jammerte der Alte. „Unser schönes Geschäft, unser stolzes Geschäft — — und nun mit einem Male ...!“

Karl, der sich bemühte, alles Bedrückende abzuschütteln, unterbrach ihn: „Doch nicht mit einem Male, Herr Sauerwein! Es ist doch ganz hübsch langsam gegangen, schön ruhig, ohne jede Ueberstürzung.“

„Aber immer noch in der kurzen Zeit eines Jahres,“ unterstrich der Prokurist und schob das dicke, graugebundene Buch auf den Tisch. Die Schlüssel legte er auf das Buch. „Und sehen Sie, verehrte Herrschaften,“ begann er weiter zu sprechen, „da doch nun nichts mehr zu tun ist, und ich Ihnen das Geld nicht aus der Tasche stehlen möchte, bitte ich sehr, mich aus Ihren Diensten zu entlassen.“

„Aber Sauerwein!“ sagte Karl betrübt und verweisend.

Der Alte seufzte.

„Ach, Herr Stein, wenn Sie wüßten, wie schwer mir dieser Entschluß geworden ist! Wenn Sie das wüßten ...! Ich war doch dabei, als wir anfingen — — Ihr Herr Vater, der lange Schmidt, der dicke Wahnung und noch zwei andere, die schon lange tot sind.“

August schreckte aus seinem Grübeln auf.

„Tot? — Wer ist tot?“

„Beyer und der Hamburger Holstenbeck!“

„Das ist doch schon hundert Jahre her!“

„Ganz so lange nicht, Herr Stein. Vielleicht zehn,“ sagte Sauerwein und ergänzte: „Ich erzählte nur eben Herrn Junior, wie wir vor vierzig Jahren angefangen haben und daß von den ersten, die da mit bei waren, schon zwei unter der Erde liegen.“

„Hm, ja,“ sagte August, „die haben's überstanden!“ und knickte wieder in sich zusammen.

Die Vergangenheit ließ Sauerwein nicht los.

„War das eine schöne Zeit damals!“ begann er von neuem. In einem Schuppen, zweimal so groß wie das Zimmer, standen Krempel und Selfaktor. Unser Heiligtum! Die Eins von der ersten Million! Der Anfang! Und was waren das für Vehikel! Da gab's noch nischt von wegen den neumodischen Raffinessen. Da ging's noch heidi was kannste! Fein war das!“

„Machten Sie auch mit, Herr Sauerwein?“

„I wo, ich nicht! Ich war doch Expedient und Buchhalter. Ich mußte das Zeug fortschaffen, das die anderen machten. Auf'm Hundewagen, Herr Stein. Was hab' ich da geschwitzt! — Und dann mußt ich hinter'm Geld hersausen, Rechnungen schreiben, kassieren, wohl auch ab und zu mal auf's Gericht, wie das so geht, denn unser Herr Stein hat damit zeitig angefangen. Er war kein Guter. Wenn sie den auf die Hühneraugen traten, ei verdimmich! Aber schön war's damals!“

„Nicht klagen, Herr Sauerwein,“ sagte Karl. „Was steigt — fällt. Was unten ist — — kommt wieder hoch. Was lebt — muß vergehen und was vergeht — muß auferstehen!“

Der Alte nickte.

„Das ist freilich ein Trost! Ja, für die Jugend. Gott erhalte ihn Ihnen! Das Alter aber hat keinen!“

Ein leiser Seufzer wurde vom Fenster her hörbar.

Sauerwein wendete den Kopf.

„Da hab' ich wohl recht, gnädige Frau?“ fragte er. „In einem gewissen Alter zerschlägt einen das Schicksal nur einmal. Man kann nicht wieder hoch.“

Asta kam an den Tisch.

„Nur zu recht haben Sie, Sauerwein! Weder Kraft noch Mut bleibt einem. Sehen Sie doch meinen Mann an. Er hört nicht einmal, was Sie sagen.“

August richtete sich langsam auf.

(Fortsetzung folgt.)

Unterhaltung und Wissen

Der Verrat in Caxamalca

Von Viktor Klages.

Mit 63 Reitern und 105 Soldaten zu Fuß, unter ihnen nur drei Büchsenschützen, näherte sich Franzisko Pizarro der Stadt Caxamalca. Es war im November 1532.

Noch hatte kein Europäer die Kordillerenkette überschritten. Noch wußte keiner, was dahinter lag.

Und wie sah sie aus, die Macht des Inka Atahualpa, von dem die Eingeborenen sprachen, als sei er ein Gott, den Schneewolken entstiegen, die hoch um die Bergeshäupter zogen? Seltsam: die Pässe waren unbesetzt, kein Feind wehrte, einzudringen in das Reich Peru, versteckte sich die Macht des Kindes der Sonne, wie dieser Heide sich nannte, lähmte ihn heilige Scheu oder wollte er eine Falle legen?

Meile für Meile über die Kordilleren, ringum nichts als Fragen. Täler tun sich auf, fruchtbare, sorgsam angebaute Täler, und nun wird man bald wissen, was für eine Bewandtnis es mit diesem Atahualpa hat. Zu heißen Quellen, melden die indianischen Boten, soll er baden, dicht bei der Stadt Caxamalca. Morgen, übermorgen wird man ihn sehen. — — — Marschierend träumen sie von Gold, der Dominikanermönch Vincente de Valverde marschiert voran, und die Hoffnung belebt sich.

* * *

Pizzaro und seine Leute waren kühn, ohne den Gegner zu kennen. Ob sie ebenso kühn gewesen wären, wenn sie ihn gekannt hätten? Hier wurde letzten Endes Völkergeschichte allergrößten Stils gemacht aus Verzweiflung. — (Um nicht zu sagen: aus Angst.) —

* * *

Seht da unten die funkelnde Stadt. Das ist Caxamalca. Und drüben, am Abhang der Sierra, was ist das? Lauter weiße Tupfen. Die Spanier starren. Meilenweit am Abhang der Sierra weiße Tupfen.

Das Heerlager des Inka Atahualpa.

Hundertachtundsechzig Gerüstete, tief überzeugt davon, daß der schmutzigste Schweinehirt in Estremedura mehr wert sei als zehn Inkas, werden verwirrt, tapsen unsicher vorwärts, und manch einer wird sehnsüchtig an die schöne sichere Stadt San Miguel im Tale von Tangarale gedacht haben, von wo sie Ende September ausgerückt waren.

Der Tag schreitet fort. Der Himmel wird düster. Es regnet. Die ersten Reiter reiten in die Stadt. Das Pferdegetrappel hallt in den Straßen. Stumm stehen die Häuser, wunderbar gemauert. Kein Mensch ist weit und breit, und wenn man ruft, kommt nur ein schauerliches Echo zurück. Caxamalca ist verlassen, Pizarro belegt eine tote Stadt.

Es ist schon später Nachmittag. Alle sind müde, mißtrauisch, mißmutig. Da muß rasch gehandelt werden. Pizarro will sich Gewißheit verschaffen, was es mit diesem Atahualpa auf sich hat. Hernando de Soto wird mit fünfzehn Reitern abgeschickt; gleich hinterher reitet der Bruder des Anführers, Hernando Pizarro, mit noch zwanzig Mann. Besser ist besser. — Tausende, aber Tausende bewaffneter Peruaner bilden Reihen, lassen das Häuflein Spanier passieren. Noch nie haben diese braunen Menschen ein Pferd gesehen, noch nie einen Reiter. Sie stehen wie aus Stein gemeißelt, und ihr Spalier weist den Weg zum Inka.

Er empfängt die seltsamen Fremden im Hofe seines Landhauses, wo die heißen Quellen sprudeln. Mit niedergeschlagenen Augen, das rote königliche Franzenband, die Borla, um die Stirn gewunden, sitzt Atahualpa, auf einem Kissen, spricht nicht selbst, läßt einen Höfling die Unterhaltung führen mit dem Dolmetscher Felipillo. Hoch zu Roß halten vor dem Inka die Spanier. Keiner steigt vom Gaul. Hernando de Soto lüstet es, diesem stolzen Heiden zu zeigen, was ein spanischer Reitersmann ist. Er galoppiert mit seinem Streithengst auf und ab, der Regen hat zwar aufgehört, aber es sind kleine Pfützen da und der Dreck spritzt dem Inka auf die kostbaren gestickten Kleider. Nicht mit einer Wimper zuckt Atahualpa; ein paar seiner Krieger, die vor dem schnaufenden Roß nur um Schrittbreite zurückgewichen sind, läßt er noch am selben Abend hinrichten.

Die Einladung, Pizarro in der Stadt aufzusuchen und mit ihm zu Abend zu speisen, nimmt er an. Morgen, wenn die Fastentage zu Ende sind, wird er kommen. Atahualpa spricht nun selbst zu dem Ritter de Soto.

Der hat, wieder im Kreise seiner Kampfgenossen, Wunderdinge zu berichten. Ein König, dieser Heide! Und seine Leute wohldiszipliniert und wie Sand im Meer. Den Spaniern fällt das Herz in die Stiefelschäfte. Da hilft nur eins, es wieder zu erheben: Pizarro predigt den „Kreuzzug“. Mit seinen Führern macht er im geheimen einen Plan aus. Morgen, wenn der Inka kommt, wird ums Ganze gespielt werden. —

* * *

Der 16. November 1532. Blutrot geht die Sonne auf, als ob sie ankündigen wollte, was heute geschehen wird. Pizzaro sieht die rote Sonne mit Zufriedenheit: es gibt einen schönen, klaren Tag. Am Eingang der Stadt befindet sich ein dreieckiger Platz, umgeben von weiten Hallen, die den Peruanern als eine Art Kaserne dienten. In diesen Hallen verbirgt Pizarro seine Mannschaft. Er hat sie unterrichtet. Alle wissen, worum es geht. Die Reiter stehen gewappnet bei den gezäumten Pferden, die andern halten Hellebarden, Armbrüste und Hakenbüchsen bereit.

Atahualpa bricht auf. Unendlich in der Ausdehnung, bewegt sich sein Zug gegen Caxamalca. Er läßt sagen, daß er mit allen seinen Kriegern anrücke und sie würden genau so kommen, wie der Ritter de Soto in das Lager des Inka gekommen sei, nämlich bewaffnet. Pizzaro beißt die Zähne zusammen. Plötzlich gewahren die Spanier, daß Atahualpa knapp eine Viertelstunde vor der Stadt die Zelte aufschlagen läßt. Boten kommen und gehen. Der Inka will die Nacht draußen vor den Toren verbringen und erst am nächsten Morgen Einzug halten. Warnt ihn sein Schutzgeist?

Pizarro erwiedert, er hoffe den Herrscher bestimmt noch zum Abendessen bei sich zu sehen.

Und Atahualpa läßt die Zelte wieder abbrechen, er kommt zum Abendessen, und weil die Spaner so freundlich sind, kommt er mit unbewaffneten Begleitern.

Pizarro schickt ein Dankgebet zum Himmel.

Eine halbe Stunde vor Sonnenuntergang ist der große Platz der Stadt Caxamalca gefüllt mit etwa sechstausend Peruanern. In ihrer Mitte über ihren Köpfen schwebt der Inka Atahualpa auf einem Thronsessel von gediegenem Gold, den Höflinge auf den Schultern tragen.

Kein einziger Spanier ist zu sehen. — Atahualpa gebietet Halt. — Wo sind die Fremden?

Da kommt, mit Bibel und Kruzifix, der Dominikanermönch Vincente de Valverde in Begleitung des Dolmetschers Felipillo. Er hält dem Inka einen Vortrag und reicht ihm die Bibel. Höflich hört ihn Atahualpa an. Aber als er zu begreifen beginnt, daß er seinen Gott, die Sonne, abschwören und sich einem nie gekannten Herrscher jenseits des Meeres zinspflichtig machen soll, schwindet seine indianische Ruhe. Er wirft dem Mönch die Bibel vor die Füße.

Schreiend rennt der in die Hallen zu Pizarro, wo die Spanier noch immer verborgen sind. Jetzt ist der Augenblick gekommen, Franzesko Pizarro weht mit einer weißen Binde, verabredetes Zeichen. Mit dem Geschrei „San Jago!“ stürzen sich die Spanier auf die völlig überraschten, wehrlosen Peruaner. Drei Büchsen knallen und verbreiten einen beizenden Qualm. Panik überall. Die Fremden schleudern den Donnerkeil des Himmels. Todesangst. Jubelnd handhaben die Spanier Spieß und Schwert.

Sie gehen auch Atahualpa zu Leibe. Aber Pizarro wehrt ihnen. Er will den Inka lebendig haben. Schützend hält er seine Hand vor ihn und in diesem Moment haut ein spanischer Soldat zu. Pizarro wird leicht verletzt. Das war die einzige Wunde, die an dem Abend ein Spanier empfing.

Atahualpa ist von seinem goldenen Thron gestürzt. Der Soldat Estete reißt ihm die königliche Borla von der Stirn. Die Peruaner, die noch leben, sind aufgelöst in Entsetzen. Der Inka gefangen! Fliehende tragen die Kunde aus den Mauern hinaus, wo das peruanische Heer steht. Das Heer wendet sich und stürmt über die Ebene, alle Waffen hinter sich lassend, in die schützenden Berge. Die spanischen Reiter hinterdrein. Aber sie müssen bald umkehren. Die Sonne ist untergegangen, es wird Nacht. Eine halbe Stunde vor Sonnenuntergang ist das Schicksal des Inkareiches entschieden. Etwa sechstausend wehrlose Peruaner wurden in dieser halben Stunde umgebracht.

Valverde stimmte einen Lobgesang an.

* * *

Der Inka sollte bei Pizarro zur Nacht essen. Pizarro hielt sein Versprechen. Der Inka aß bei ihm zur Nacht.

Niemand weiß, was in dieser Stunde dem jungen Herrscher Atahualpa — er war kaum dreißig Jahre — durch den Kopf gegangen ist. Er ließ sich nichts merken. Eine einzige Aeußerung tat er. „Das ist das Kriegsglück“, sagte der Inka Atahualpa. Am nächsten Morgen plünderte die Soldateska sein schönes Landhaus bei den heißen Quellen. Man fand Gold; Gold in Hülle und Fülle.

Später, als Atahualpa gewahrte, wie das blinkende Metall die Spanier anzog, wollte er mit Gold seine Freiheit erkaufen. Er kaufte sich den Tod. Das war drei Vierteljahre nach dem Mordabend in Caxamalca.



Ein Wüstenauto für den Exkhedive

Das 100 PS-„Wüstenschiff“, das sich der einstige Khedive von Aegypten, Abbas Hilmi 2., bauen ließ. Im unteren Teil befinden sich drei mit allem Komfort ausgestattete Räume für den Khediven, das obere, zeltüberdachte Stockwerk enthält Schlafkabinen für die Bedienung.

Marischkas Fäuste

„Aus Budapest wird ein Vorfall gemeldet, dessen Ausgang uns lehrt, daß die Männer niemals alle Möglichkeiten ahnen, die in einer Frau stecken . . .“

Die Artistin Marischka Matrai kam an einem regnerischen Herbsttag in Budapest an. Sie hatte gut verdient und mietete sich ein elegantes, geräumiges Zimmer bei einem Ehepaar in der Altstadt. Ihr umfangreiches Gepäck folgte nach. Morgens und abends erdröhnte das Haus von den wuchtigen Schritten der neuen Mieterin, morgens und abends vernahm man merkwürdige Geräusche aus dem Zimmer, als würden Schränke gerückt, schwere Gewichte hingestellt und manchmal knallte der an zwei Gummischnüren befestigte Boxingball, von Marischkas gewichtigen Fäusten getrieben, gegen die Zimmerwand. Aber sie zahlte auf und so ließ man sie in Frieden. Daraus wäre bereits ersichtlich, welcher Art die künstlerische Tätigkeit der Artistin war. Auf ihren Plakaten und in den Programmheften der Variete- und Zirkusunternehmungen stand zu lesen: „Marischka Matrai, die stärkste Frau der Welt“ —

Es ergab sich, daß in der dritten Nacht nach dem Einzug der Artistin drei verwegene jüngere Burschen, die es auf das Silber des ältlichen Ehepaares schon lange abgesehen hatten, in die Räume des kleinen, niedrigen Bürgerhauses durch eben jenes Fenster eindrangen, hinter welchem Marischka süß und traumlos schlummerte. Gewissenhaft — sie waren durchaus keine Neulinge, die Drei — hatten sie alles bestens erwogen und waren geräuschlos bis etwa in die Mitte des Zimmers gelangt, als der eine (sie dachten, das Zimmer sei unbewohnt), den engen Lichtkegel einer Taschenlaterne so ungeschickt aufflammen ließ, daß der helle Strahl gerade in Marischkas schlafendes Antlitz traf. Davon erwachte sie natürlich und knipste das elektrische Licht an.

Hier gab es kein Zurück mehr für die Ertappten. Unmißverständlich mit den Fäusten drohend, bedeuteten sie der ruhig dreinschauenden Dame, keinen Mucks zu tun und waren nicht wenig erstaunt, als sich Marischka in voller Mächtigkeit aus ihrem Bett erhob und ohne jede Anzeichen von Furcht dröhnenden Schrittes vor sie hintrat. Im langen, wallenden Nachtgewand.

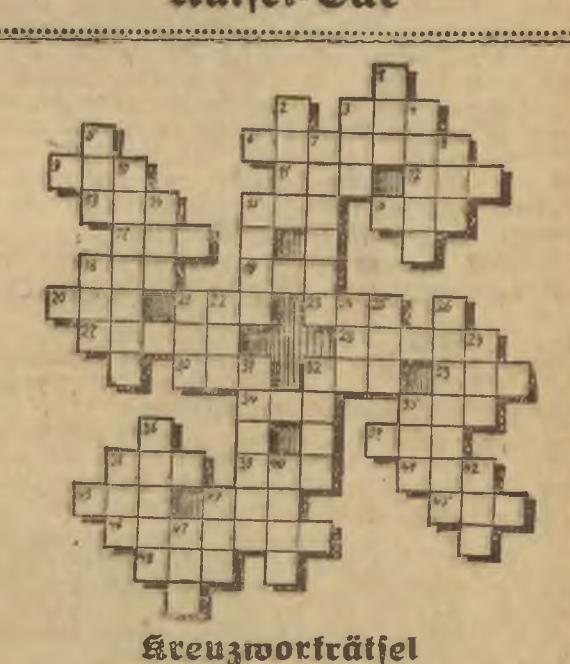
Die Drei waren nicht von gestern und rückten geschlossen gegen die Dame vor, einer von ihnen, der Jüngste, wagte sogar ein schelmisches Lächeln und fuhr mit der Hand über den Schnurrbart, ehe er angriff. Gerade er war es, der von Marischkas „rechtem Geraden“ getroffen als erster durch das Zimmer kollerte, wie eine Katze, die einen Tritt erhalten hat. Er blieb auch gleich liegen. Dann packte Marischka Matrai die zwei anderen Verblüffter bei ihren Nacken und ließ deren Köpfe gegeneinander sausen, einmal, zweimal, — öfter war es nicht nötig. Jetzt schichtete Marischka die Drei wie Holzscheite übereinander, knotete in aller Seelenruhe den Strick von ihrem großen Amerikakoffer los und schnürte die Bewußtlosen in ein festes sicheres Paket zusammen. Dann begab sie sich ins Eßzimmer und telephonierte an die Polizei.

Sie saß rauchend in einem entzückenden Negligee vor ihrem Spiegel, als das Ueberfallkommando schnaufend vor dem Haus hielt. So fand sie der junge Polizeisergeant, der, von der fassungslosen Hauswirtin geführt, in ihr Zimmer trat. Er salutierte, als er sich einer Dame gegenüber fand, höflich und auch er konnte ein Lächeln und Schnurrbartzwirbeln bei Marischkas Anblick nicht unterdrücken. Man kann jedoch sagen, daß ihm dies Lächeln ungemein schnell verging, als er das bereits erwähnte menschliche Paket erblickte, aus dem ihm die Augen der inzwischen wieder Erwachten ängstlich entgegenstarrten. Er vernahm, was hier geschehen war.

„Soll ich Ihnen helfen?“ fragte Marischka höflich und beförderte das Einbrecherbündel mit einem Tritt in die Nähe der Türe. „Nein, dante!“ rief der junge Polizist, ängstlich zurückspringend. Dann holte er eine Signalpfeife hervor und pfiff lang und dünn nach seiner Mannschaft um Hilfe. Um Hilfe.

Alexander von Sacher-Masoch.

Rätsel-Ecke



Kreuzworträtsel

Waagerecht: 3. Schlangenart, 6. riesenhaftes Säugetier, 9. weibliches Haustier, 11. mäßig warm, 12. Tonstufe, 13. englischer Männername, 15. Mündungsarm des Rheins, 16. orientalischer Männername, 17. Fremdwort für Fluß, 18. Stadt in Belgien, 19. ländliche Besitzung, 20. Name des Löwen, 21. Segelstange, 23. Mineral, 27. Großsohn, 28. weiblicher Vorname, 30. Futtermittel, 32. Einfahrt, 33. Schwur, 34. ungebraucht, 35. Bad in Hessen, 37. männlicher Vorname, 38. Hafendamm, 39. Fluß in Thüringen, 41. unbequem, 43. Zahlungsart, 44. ungemusterter Stoff, 45. Gefrorenes, 46. Widerspruch, 48. Lebensgemeinschaft.

Senkrecht: 1. Stadt in Bayern, 2. Hast, 3. gewerbliches Unternehmen, 4. Vierhänder (Mehrz.), 5. weiche Speise, 7. Feuerswerkskörper, 8. unbestimmter Artikel, 10. Gerät für Walfischfang, 14. weiblicher Vorname, 15. Gesellschaft, 18. Gewässer, 21. Wild, 22. Biersorte, 24. griechischer Buchstabe, 25. Herrschertitel, 26. Frühlingsblume, 29. Tonstufe, 31. Oper von Lortzing, 32. Teil der Kirche, 35. Kurzform für Edward, 36. Trockenvorrichtung, 38. Vorgebirge, 40. Heimtücke, 42. Wa[illegible]derschnaps, 44. sagenhafte Heldenmutter, 47. Teil des Ko[illegible]

Auflösung des Gedankentrainings „Die Beweisurkunde“

Der oben abgebildete Postschein war keine Beweisurkunde, sondern eine Fälschung, da die Post vorschriftsmäßig keinen höheren Betrag als 1000 Mark zur Versendung mit einer Postanweisung zuläßt.

Wie Tolstoi starb

Von Alexandra Tolstoi.

Tolstois Tod nach der Flucht des Greises aus seinem Hause, das ihm der Zwist mit seiner Gattin unerträglich gemacht hatte, auf der einsamen Bahnstation Astapowo, war der tragische Abschluß eines großen Lebens. Die in ihrer Schlichtheit erschütterndste Schilderung dieses Endes bietet uns seine Lieblingstochter und Vertraute Alexandra in ihren im Furche-Verlag erscheinenden Lebenserinnerungen „Wanderer in Ketten.— der Roman meines Elternhauses“. Wir geben hier den Schlußabschnitt wieder und bemerken zum Verständnis, daß nach der Kunde von der Erkrankung Tolstois seine Gattin und die übrige Familie in einem Extrazug erschienen, Sofja Andrejewna aber nicht zu ihm gelassen wurde. Alexandra hatte den Vater auf der Flucht begleitet.

*

Obwohl Berkenheim weniger als Nikitin und die anderen Ärzte auf einen günstigen Ausgang der Krankheit hofften, war er doch der geschäftigste. Er ordnete an, daß alle im Zimmer der Vaters verbliebenen Bilder und gepolsterte Möbel hinausgeschafft wurden. Er ließ mich Hafergrütze kochen und versuchte ab und zu, den Vater ein wenig essen zu lassen. Er hatte aus Moskau Kefir mitgebracht, und als der Vater es erfuhr, bat er, ihm davon zu geben, und trank ein halbes Glas aus. Als ich die Hafergrütze gekocht und, ebenso wie es der Vater zu Hause gewohnt war, mit einem Eigelb verrührt hatte, reichte ich sie ihm. Es freute und ermutigte uns alle, daß der Vater ein wenig davon aß. Während wir uns der Pflege des Vaters hingaben und, bald verzagend und bald wieder Mut fassend, die geringste Besserung oder Verschlechterung verfolgten, wimmelte es hinter den Wänden unseres Hauses von Berichterstattern, die jedes Wort auffingen, so daß die Telegraphenbeamten nicht die Zeit hatten, alle aufgegebenen Telegramme abzusenden. Es waren so viele, daß die „dringlichen“ nicht schneller als die „einfachen“ befördert wurden. Die Filmoperateure nahmen ununterbrochen alles auf, was ihnen vorkam: meine Mutter, die Brüder, unser Häuschen, die Station. Es erschien der Starez an der Optina-Einsiedelei, Vater Warsonofij, und bat alle Familienangehörigen um Zutritt beim Vater, um ihn vor dem Tode „in den Schoß der orthodoxen Kirche“ zurückzubringen.

Ich erfuhr das alles aus den Gesprächen in meiner Umgebung, einmal wäre aber auch ich selbst beinahe in einen Film geraten. Goldenweiser, der im Vorraum Wache hielt, rief mich und sagte, meine Mutter stehe auf der Treppe und bitte mich, für einen Augenblick zu ihr herauszukommen, um ihr Auskunft über den Gesundheitszustand des Vaters zu geben. Ich ging auf die Treppe hinaus und begann ihre Fragen zu beantworten, sie bat aber, sie in den Flur hineinzulassen, wobei sie schwor, sie würde nicht ins Haus hereinkommen. Ich war im Begriff, die Tür zu öffnen, als ich plötzlich ein Knattern vernahm, und als ich mich umwandte, erblickte ich zwei Filmoperateure, welche an der Kurbel des Apparates drehten. Ich wehrte mit den Händen ab und bat sie, die Aufnahme zu unterbrechen, darauf wandte ich mich an die Mutter und veranlaßte sie, sogleich wegzugehen. „Ihr laßt mich nicht zu ihm,“ antwortete sie auf meine Vorwürfe, „und da sollen die Leute wenigstens glauben, daß ich bei ihm war!“ —

An jenem Tage verschlechterte sich der Zustand mit einem Schlage. Alle waren sich dessen bewußt, daß es fast keine Hoffnung mehr gab. Ich hatte aber die Empfindung, die Behandlung, die Einspritzungen, der Sauerstoff, die Einläufe verursachten dem Vater nur Schmerzen, stören seine Ruhe und verhindern ihn bei seiner inneren Arbeit, die ihn bei seinen Vorbereitungen auf den Tod ganz absorbierte. Die Nacht vom 5. zum 6. November verbrachte er verhältnismäßig ruhig. Gegen Morgen betrug die Temperatur 37.3, das Herz war schwach, aber besser als am Vortage. Alle Aerzte, mit Ausnahme Doktor Berkenheims, der die Krankheit von Anfang an als hoffnungslos betrachtete, faßten wieder Mut und beantworteten unsere Fragen dahin, die Lage sei zwar ernst, aber nicht hoffnungslos. Um zehn Uhr kamen die von der Familie und den Aerzten aus Moskau herberufenen Mediziner Schtschurowskij und Ussow. Sie fanden den Zustand fast hoffnungslos.

Ich wußte das auch ohnehin, und obwohl alle am Morgen zuversichtlicher waren, hoffte ich beinahe gar nicht mehr. Alle seelischen und physischen Kräfte verließen mich mit einem Male. Ich zwang mich nur mit Mühe, das Nötige zu tun, und konnte das in der Kehle aufsteigende Schluchzen nicht mehr zurückdämmen — — — In meiner Erinnerung fließt alles in einen einzigen Schmerz zusammen.

Er schien an jenem Tage von uns allen Abschied zu nehmen. Um ihn herum machten sich die Aerzte mit etwas zu schaffen. Der Vater betrachtete liebevoll Duschan Petrowitsch und sagte mit Zärtlichkeit: „Lieber Duschan, lieber Duschan!“

Ein anderes Mal wurden die Laken gewechselt, und ich stützte dem Vater den Rücken. Und da fühlte ich, daß seine Hand die meinige suchte. Ich glaubte, er wolle sich auf mich stützen, doch er drückte mir fest die Hand und wiederholte es dann noch einmal. Ich preßte seine Hand zusammen und berührte sie mit den Lippen, indem ich das aufsteigende Schluchzen zu unterdrücken versuchte. An diesem Tage sagte der Vater der Schwester und mir einige Worte, die mich aus meiner Verzweiflung aufrüttelten und mir in Erinnerung brachten, daß das Leben uns zu irgendeinem Zweck geschenkt wurde, daß wir verpflichtet sind, dieses Leben, unabhängig von den Verhältnissen, fortzuführen, und daß wir uns nach Maßgabe unserer schwachen Kräfte bestreben müssen, demjenigen, der es uns geschenkt hat, und den Menschen zu dienen. Das Bett stand in der Mitte des Zimmers. Die Schwester und ich saßen daneben. Plötzlich erhob sich der Vater mit einer energischen Bewegung und setzte sich beinahe auf. Ich ging zu ihm. „Soll ich die Kissen zurechtrücken?“ — „Nein,“ sagte er, jedes Wort vernehmbar und genau aussprechend: „Nein. Ich rate euch nur, das eine nicht zu vergessen, daß es auf der Welt viele Menschen außer Lew Tolstoi gibt, ihr beachtet aber nur Lew.“ Dabei sank er wieder in die Kissen zurück. Das waren die letzten an uns gerichteten Worte.

Der Zustand verschlechterte sich sogleich. Die Herztätigkeit wurde bedeutend schwächer, der Puls war kaum zu fühlen. Lippen, Nase und Hände wurden blau, und das Gesicht wurde auf einmal mager, es schrumpfte gleichsam ein. Der Atem war kaum zu hören. Alle glaubten, das wäre das Ende. Aber die Aerzte verloren noch immer nicht die Hoffnung oder taten so. Sie spritzten etwas ein, führten Sauerstoff zu, legten heiße Säcke auf die Extremitäten, und das Leben begann wieder zurückzukehren. Der Puls wurde kräftiger, der Atem tiefer. Nikitin hielt einen Sauerstoffsack. Der Vater schob ihn beiseite. „Das ist unnütz,“ sagte er. Abends sagte mir jemand, Vater Warssonofij wünscht mich zu sprechen. Alle Angehörigen und Aerzte schlugen ihm seine Bitte, den Vater zu sehen, ab.

Es kam uns allen vor, als ob der Zustand des Vaters sich gebessert hätte, und in uns erwachte wieder die Hoffnung. Man machte ihm einen Einlauf mit einer Salzlösung. Der Vater empfand es als unangenehm, wenn die Aerzte ihn störten, was er auch ein paarmal äußerte. Als Nikitin ihm einen Einlauf vorschlug, um dadurch das Schlucken zu beheben, sagte der Vater: „Gott wird alles fügen.“

Ein anderes Mal sagte er: „Das sind alles Dummheiten und Nichtigkeiten, wozu soll man sich kurieren.“

Abends kamen die Brüder und die Aerzte ins Eßzimmer. Darauf begaben sich alle zur Ruhe und es blieben nur Berkenheim und Ussow zurück. Ich schlief ein. Man weckte mich um 10 Uhr. Der Vater fühlte sich schlechter. Er bekam keinen Atem. Man hob ihn auf die Kissen, und er saß, von uns gestützt, mit vom Bett herabhängenden Beinen da. „Es ist schwer zu atmen,“ sagte er mühsam und heiser. Man weckte alle. Die Aerzte ließen ihn Sauerstoff einatmen und schlugen Morphiumeinspritzungen vor. Der Vater lehnte es ab. „Nein, das ist nicht nötig, ich will nicht,“ sagte er. Die Aerzte berieten untereinander und beschlossen, ihm Kampfer zur Hebung der schwachen Herztätigkeit zu injizieren. Als man den Stich machte, zog er den Arm zurück. Man sagte ihm, das wäre nicht Morphium, sondern Kampfer, und er ließ es geschehen. Nach der Einspritzung schien eine Besserung einzutreten. Er rief Serjoscha heran. „Serjoscha!“ Und als Serjoscha sich näherte, sagte er:

„In Wahrheit … ich liebe viel … Wie sie …“

Das waren seine letzten Worte. Damals glaubten wir aber, die Gefahr sei vorüber. Alle beruhigten sich und gingen schlafen, und nur diejenigen, die die Nachtwache übernommen hatten, blieben bei ihm.

Ich hatte mich alle diese Tage nicht ausgekleidet und hatte fast gar nicht geschlafen, jetzt überkam mich ein derartiges Schlafbedürfnis, daß ich mich nicht beherrschen konnte. Ich legte mich auf das Sofa und schlief sogleich wie tot ein. Man weckte mich gegen Mitternacht. Alle hatten sich versammelt. Dem Vater ging es wieder schlecht. Erst stöhnte er und warf sich hin und her, das Herz arbeite fast gar nicht mehr. Die Aerzte machten eine Morphiuminjektion. Der Vater schlief bis um halb fünf Uhr morgens. Die Aerzte versuchten noch verschiedenes und spritzten etwas ein. Er lag auf dem Rücken und atmete oft und heiser. Der Gesichtsausdruck war streng und ernst, ich fand ihn wunderbar.

Er starb in aller Stille.

Man sprach davon, daß man Sofja Andrejewna hereinlassen müsse. Ich ging zu ihm hin, er atmete beinahe nicht mehr. Ich küßte ihm zum letzten Male das Gesicht und die Hände … Man führte die Mutter herein. Er war schon bewußtlos. Ich trat zur Seite und setzte mich auf das Sofa. Fast alle, die im Zimmer anwesend waren, schluchzten verhalten. Die Mutter jammerte und sagte etwas. Man bat sie zu schweigen. Noch ein letzter Seufzer … Im Zimmer herrschte Totenstille. Plötzlich sagte Schtschurowskij etwas mit lauter, schriller Stimme, meine Mutter antwortete ihm, und alle begannen laut zu sprechen. Ich wußte, daß er schon nichts mehr hörte — — —

Als Fliegen noch Heldentum war

Goethe als Flugpionier — Professor Jungius lernt fliegen

Luftreisen können uns verwöhnten Europäern nicht mehr imponieren. Der „Zepp“ ist um die ganze Welt geflogen; beinahe hat er auch dem Nordpol einen Besuch abgestattet, nachdem schon die kleine „Norge“ darüber hinweggeflogen war. Und die Ozeane sind längst vom Flugzeug „bezwungen“ worden. Die höchsten Berggipfel sind ebenso wenig vor Höhenflugzeugen sicher wie die Stratosphäre, der außerdem Freiballons und in absehbarer Zeit vielleicht auch Raketen ihren Besuch abstatten, wenn das Glück den Raketenbauern etwas holder als bisher gesinnt sein wird …

Aber von 120 bis 130 Jahren war eine Luftreise noch Heldentum und beinahe Gotteslästerung. Damals lebte in Berlin ein ehrbarer Professor am Friedrich-Wilhelm-Gymnasium, der sich Jungius nannte und seinen Schülern ein vorbildlicher Lehrer mathematischer und physikalischer Probleme war. Jungius begnügte sich nicht mit trockener Gelehrsamkeit. Was die Theorie lehrte, das mußte praktisch erprobt werden. Zu den Dingen, die es zu erproben galt, gehörte auch die neue Luftschiffahrt. Zwar war die erste Montgolfiere bereits 1782 emporgestiegen, und drei Jahre darauf war Herr Blanchard von Dover nach Calais geflogen, und der ausgezeichnete Gelehrte Gay-Lussac,

dem wir prächtige Untersuchungen über die Ausdehnung der Gase verdanken

(mit denen Herr Professor Jungius seine Schüler weidlich gequält haben mag …), hatte zusammen mit Biot einen Höhenflug unternommen, der, wenn die damaligen Meßgeräte richtig angezeigt haben sollten, bis zu viertausend Metern empor geführt hatte. Aber in Deutschland war von der Fliegerei nur wenig zu merken. Wohl hatte es hier und da Modellversuche gegeben; sogar der Geheimrat in Weimar, der Staatsminister Goethe, hatte in seinem Garten ganz heimlich kleine Feuerballons fliegen lassen; aber sonst gab es noch keinen deutschen Luftschiffer, und an die Ausnutzung des Ballons zu wissenschaftlichen Zwecken, die Herrn Professor Jungius vorschwebte, hatte sich noch niemand in Deutschland herangewagt.

Da blieb Herrn Professor Jungius nichts weiter übrig, als sein eigener Luftschiffkonstrukteur zu werden. Mit professoraler Gründlichkeit berechnete er sein Fahrzeug, wählte die Rohstoffe aus und bereitete sich auf den Aufstieg vor. Der Berliner Kaufmann Gabain lieferte ihm für seinen Ballon einen besonderen Taft, den der „Hoflackierer“ Knecht so gründlich firnissen mußte, daß er für Luft und Wasser fast undurchlässig wurde. Nach den Zeichnungen des Professors wurde der Taft zu einem Ballon geformt, der einen Gasinhalt von rund 350 Kubikmetern erhielt.

Auch das Wasserstoffgas mußte sich der Herr Professor selber herstellen.

Aber alle Schwierigkeiten wurden erfolgreich überwunden, und am 16. September 1805 wurde der Ballon gefüllt. Das gab eine Aufregung in der preußischen Hauptstadt, die damals kaum viel größer als eine der üblichen märkischen Kleinstädte war. Eine große Menge Zuschauer hatte sich eingefunden. Professor Jungius wollte durch die Luft reisen. Das versprach ein Gaudi, die zu sehen sich lohnte, und kleine Mädchen fragten ihre Mütter oder Gouvernanten, ob der Professor auch den lieben Gott zu sehen kriege. Kurz nach 12 Uhr gab Jungius das Zeichen zum Aufstieg, und unter allgemeinem Staunen hob sich das leichte Fahrzeug rasch empor. Doch lassen wir den kühnen Professor selber erzählen:

„Schnell verkleinerten sich die Gegenstände der Erde meinem Blicke. Lange hielt ich Berlin im Gesichte, welches mir in dem weiten Gesichtskreise, den mein Auge überblicken konnte, in einer äußerst verächtlichen Gestalt, wie ein Häufchen Steine am Wege, erschien. Den Totalanblick der Erde weiß ich mit nichts Passenderem zu vergleichen, als mit dem Anblicke des Vollmondes durch ein gutes Teleskop, den Glanz abgerechnet. Alles hatte sich geebnet und war zu einer Zeichnung geworden. Der Himmel über mir hatte eine reine dunkel-schwarzblaue Farbe.

Unaufhörlich peitschten Windstöße meinen Ball und schleuderten die Gondel von einer Seite zur andern,

und da hing ich und war's mir mit Grausen bewußt, von der menschlichen Hilfe so weit.

Die Kälte nimmt ständig zu. Der Ballon steigt rasch. Leider läßt der Sturm die Gondel so sehr schwanken, daß das Quecksilber des Barometers nicht zur Ruhe kommt. Unter dem Einfluß der Sauerstoffabnahme und der Kälte schlummert Professor Jungius sachte ein. Schlafend führt ihn der Ballon über die verwunderte märkische Erde. Aber alle guten Geister sind dem Schlafenden wohl gesinnt. Der geringe Gasinhalt ist durch die Höhenfahrt rasch vermindert worden. Verwundert reibt sich der fliegende Professor die Augen und bemerkt, daß sein Fahrzeug der Erde schon wieder ganz nahe ist: „Nach einigen Minuten schlug die Gondel knarrend und klirrend in der Nähe von Müncheberg auf die Erde, und ich ward nun etwa fünf Minuten lang auf der Erde, und einmal sogar über einen Teil eines Sees geschleift, doch am Ende noch mit 33 Pfund Ballast in der Gondel von einem herbeieilenden Jäger und einem Landmanne, welche das Ankertau um einen großen Feldstein schlangen, festgehalten.“

Die Reise hatte kaum anderthalb Stunden gedauert. In dieser Zeit muß Jungius etwa 6700 Meter hoch gestiegen sein, eine anständige, in der Geschichte der Luftfahrt viel zu wenig gewürdigte Leistung, die nur deshalb

ohne gesundheitliche Schädigung des kühnen Luftreisenden

verlief, weil der kleine Ballon bald wieder landen mußte. Eine Extrapost beförderte den ersten deutschen Höhenfahrer, dessen Wagnis höher einzuschätzen ist als das des Professors Piccard, da noch gar keine Erfahrungen vorlagen, nach Berlin zurück. In Friedrichsfelde wurde Jungius von einer begeisterten Menge eingeholt. Sogar die Königin Luise ließ sich den fliegenden Professor vorstellen.

Aber zur Ehre des deutschen Wissenschaftlers muß gesagt werden, daß Professor Jungius sich höchst unbefriedigt über das wissenschaftliche Ergebnis der ersten Berliner Luftreise äußerte. Die Meßgeräte waren damals für diese Zwecke höchst unvollkommen. Für die Berliner jedoch war ein Held erschienen, der von ihnen wie ein Wundertier verehrt wurde. Die sportliche Leistung wurde auch damals schon höher eingeschätzt als das wissenschaftliche Ergebnis. Und hätte Professor Jungius nicht selbst über diese Luftreise ein Buch geschrieben, das 1805 bei Friedrich Maurer in Berlin erschien, dann wäre sein Ruhm kaum auf die Nachwelt gekommen. Aber so haben wir doch noch erfahren, wie der erste deutsche Wissenschaftler glückhaft durch die Luft gereist ist. W. M.



Wie Amerika Frankreich sieht

„Ich kann Euch nur meine Liebe geben,

weil ich weiter nichts habe“, spricht hier Marianne, während sie auf einem Berge Gold steht. Diese Karikatur bringt die amerikanische Zeitschrift „Life“; sie kennzeichnet mehr als viele Worte Amerikas Ansicht über Frankreichs „einnehmendes“ Wesen.

Artistenblut

Von Gerhart Hermann Mostar.

Noch vor einem halben Jahre waren sie Arbeiter in einer Fabrik — leidlich bezahlt, leidlich glücklich. Dann wurden sie arbeitslos. Von diesem Zeitpunkt an saßen sie oft in den Gastwirtschaften. Denn für den Gutversorgten hat das öffentliche Lokal den Reiz der flüchtigen Lockung; dem Hoffnungslosen wird es zur Heimat.

Die Gastwirtschaften taten denn auch wirklich alles, um Edouard und Yves zu zerstreuen. Sie ließen nicht nur den billigen Wein ausschenken, sie ließen überdies auf kleinen Podien oder auch nur inmitten des rauchigen Raumes allerlei Leute auftreten, die etwas darboten. Manchmal kam eine Sängerin, manchmal ein Taschenspieler, manchmal ein Akrobat. Die Leute wurden beklatscht und durften bei den Gästen sammeln gehen.

„Die verdienen doch wenigstens etwas," sagte Edouard einmal an solch einem Abend, „wir aber gar nichts." — „Es ist bei uns in Frankreich noch nicht so schlimm mit der Arbeitslosigkeit antwortete Yves. „In Deutschland und England und Amerika ist es viel schlimmer. Bei uns wird es schon bald anders werden." — „Ja, anders — aber auch nur schlimmer... Wir können nicht länger auf den Zufall warten. Wir müssen selbst etwas tun, um zu verdienen." — „Was aber?" „Was aber?" — „Nun, so etwas zum Beispiel wie diese Künstler hier. Sie verdienen ganz gut." —„Wir sind doch keine Künstler." — „Die hier sind auch nicht immer welche gewesen. Wir können's ja werden. Hast du mir nicht mal erzählt, daß du so gut schießen kannst?"

Jawohl, das konnte Yves. Er gab auch zu, daß man das ausnützen konnte. Aber er wollte nicht. Er meinte, es läge ihm nicht, öffentlich aufzutreten, sich Beifall spenden zu lassen, mit dem Hut in der Hand sammeln zu gehen. An der Maschine zu stehen als einer unter Tausenden und genug damit zu verdienen, um ein Heim haben zu können und eine Frau — das wollte er. Aber das andere wollte er nicht.

Es dauerte lange, bis Edouard ihn überzeugte. Aber es gelang ihm; vor allem dadurch, daß er immer nur auf die bittere Notwendigkeit hinwies — nie auch darauf, daß es ihn lockte. Es lockte ihn so, daß er jede Angst vergaß, jeden Sinn für Gefahr verlor.

Sie machten es so, daß Edouard dem Yves als lebendige Schießscheibe diente. Edouard nahm etwa einen Apfel in die rechte Hand, und Yves schoß ihn unfehlbar aus den Fingern heraus, ohne die Hand zu treffen. Oder Edouard setzte sich einen winzigen Papphut aufs Haar und Yves schoß ihn herunter. Und als besondere Attraktion hing sich Edouard einen kleinen Ball vor die Brust, und darunter, vom Trikot verdeckt, trug er eine Stahlplatte, die den Körper schützte. Yves' Kugel vernichtete den Ball. Yves schoß wirklich unglaublich gut.

Sie traten nun selbst auf in den kleinen Lokalen, in denen sie bisher als Gäste gesessen hatten und hatten viel Erfolg. Auch klingenden Erfolg. Seltsam blieb nur, daß Yves an all dem keine Freude hatte. Er vermochte sich nicht daran zu gewöhnen. Er wurde mißmutig und taute nur auf, wenn von einer Aussicht auf Maschinenarbeit die Rede war.

Edouard ging es umgekehrt. Obwohl doch Yves die Hauptperson war, obwohl doch Yves der eigentliche Beifall galt, obwohl doch Edouard nur der passive Teil war, während der Darbietung nur still zu halten und nachher einzusammeln hatte, denn Yves mochte das nicht tun — Edouard war dennoch von diesem Leben berauscht, fasziniert. Die gespannten Mienen der Männer, die angstvollen Augen der Frauen, die dem tollkühnen Unternehmen zusahen, das Prasseln der aufeinanderschlagenden Hände, die heiseren oder schrillen Rufe der Erregung und des Beifalls, das fast qualvolle Schweigen bei der letzten Attraktion mit dem Ball auf seinem Herzen — all das wurde ihm unentbehrlich, wurde ihm zum Inhalt seines armseligen Lebens. Er träumte oft davon, an Stelle des wenigen, zufällig zusammengewürfelten Publikums der kleinen Kneipen einen riesigen Saal mit Tausenden gutgekleideten Menschen vor sich zu sehen, und den Jubel und die Furcht dieser Tausend Gutgekleideten zu erleben. Aber so oft er auch Yves davon sprach, ihm vorschlug, sich an ein großes Varietee zu wenden — Yves wollte nicht. Immer wieder sagte der kategorisch und eintönig, es liege ihm nicht.

Einmal kam Edouard der Zufall zu Hilfe. Unter den späten Gästen eines Lokals, in dem sie auftraten, befand sich der Direktor eines großen Unternehmens. Er ließ sich den beiden vorstellen und schlug ihnen vor, im Rahmen seines Programms probeweise aufzutreten. Yves aber versagte auch hier — trotz Edouards fast flehentlichen Bitten.

Edouard indessen konnte einfach nicht mehr verzichten. Er griff zu einer halben List: überredete Yves, das große Varietee wenigstens einmal zu besuchen.

Als die erste Hälfte des umfangreichen Programms vorübergeflirrt war mit rauschender, fast gellender Musik, mit elegant hinschwebenden Tänzerinnen, mit traurigen dressierten Tieren und den stolz-koketten „Voilas" der fertigen Akteure, die ihren angestrengten Atem mühsam verbargen, ihre noch zitternden Lippen mühsam zu einem leichten, sieghaften Lächeln zwangen: da sah Edouard auf Yves, der neben ihm saß, und wußte: er hatte gesiegt. Zum ersten Male hatte Yves, den Arbeiter aus Schicksal und Neigung, der Flitterglanz der großen Oeffentlichkeit, der Stolz der Waghalsigkeit gepackt. Seine sonst sehr ruhigen, etwas gleichgültigen Augen blickten starr zur Bühne hinauf, seine Hände, die anfangs breit, flach und ruhig auf seinen Schenkeln gelegen hatten, hatten sich zu Fäusten geballt. Es gelang Edouard ohne viel Mühe, seinen Freund gleich nach der Vorstellung auf die Bühne und zum Direktor zu schleppen.

Sie hatten Glück. Morgen schon, sagte der Direktor, könnten sie auftreten — probeweise. Wenn sie dem Publikum gefielen, sollten sie bleiben. Ueber die Entlohnung werde man dann schon übereinkommen. Er nannte eine vermutliche Summe, die den beiden märchenhaft schien.

*

Edouard hatte gefürchtet, daß Yves wieder versagen würde, sobald er aus dem Saal, aus der süß staubigen Luft des Varietees herauskommen und durch die herbstgrauen Straßen in ihr enges, simples gemeinschaftliches Quartier gehen würde. Aber er hatte sich geirrt. Yves war wie ausgewechselt. Er erklärte Edouard ein über das andere Mal, daß er selbst nicht mehr verstünde, wie er sich so lange habe sträuben können. Er opferte am andern Tage all sein Erspartes (und er hatte viel mehr erspart als Edouard), um sie beide neu einzukleiden und reiche, vornehme Trikots zu beschaffen. Edouard hatte das gar nicht so bedacht;, ihm ging es nicht um den eigenen Glanz, um den Flitterkram — ihm ging es um die Gefahr, die in ihm eine seltsame Wollust der Nerven erzeugte; er wäre von sich aus mit der gleichen Freude und Hingabe in seinem Straßenanzug aufgetreten. Jetzt aber mußte er zu seiner Ueberraschung feststellen, daß Yves alles viel großzügiger und energischer anfaßte als er. Yves tat jeden Schritt mit der Hingabe und der Selbstverständlichkeit eines Träumenden.

Am Erfolg ihres Auftretens, am einwandfreien Durchführen und Gelingen ihrer Nummer zweifelten beide tagsüber keinen Augenblick. Am Abend erst, als Yves ein Taxi nahm und vor dem Varietee angekommen, den Chauffeur bezahlte, sah Edouard, daß die Hand des Freundes zitterte, wie sie die Scheine hielt — es verwunderte ihn; zittern hatte er diese Hand noch nie gesehen.

Sie bekamen eine kleine Garderobe zum Umkleiden; Yves besorgte das mit fahriger Hast; Edouard glaubte den Grund in den ungewohnten Kleidungsstücken zu finden. Er hörte durch Vorhänge und Mauern bisweilen das Aufrauschen des Beifalls, den die neuen Kollegen bekamen, wie das Anbranden einer Welle; in ihm (und auch in Yves) war ein Gefühl, als wäre er ein Schiff, das leicht hinaustanzte in das Meer, von dem diese Wellen winzige Teile waren. Vorboten einer namenlosen Herrlichkeit; Edouard warf Blicke des Stolzes auf Yves: er, Edouard, hatte ihn gewandelt, hatte ihn vom ehrgeizlosen Durchschnittsarbeiter zum bedeutenden Mann gemacht, auf den der Ruhm wartete; mochte dieser Ruhm Yves gehören: ihm: Edouard, gehörte das Verdienst . .

Ehe sie sichs versahen, standen sie auf der Bühne.

Edouard umschloß den Apfel leicht mit den Fingern und blickte fest auf den Lauf von Yves' Pistole. Da wurde er blaß, mußte an sich halten, um den Apfel nicht fallen, die Hand nicht sinken zu lassen: die Mündung des Laufes zitterte, schwankte ganz leise hin und her, ganz leise, aber es war ausreichend, um — —

Yves schoß. Der Apfel rollte zu Boden. Edouard zuckte zusammen — im nächsten Augenblick stand er wieder ruhig, setzte sich den Papphut auf. Das Publikum hatte nichts von der Sekunde der Fassungslosigkeit bemerkt.

Zum zweiten Male schoß Yves. Der Papphut fiel. Das Publikum klatschte Beifall.

Yves zielte auf den Ball. Blickte, ehe er abdrückte, noch einmal ins Publikum, an Frauenhänden sah er Steine schimmern, oder waren es Augen in Frauenköpfen — — er lächelte strahlend, zielte wieder, leise schwankte die Pistole, fest stand Edouard — —

Der Schuß fiel. Der Ball war unversehrt. Edouard knickte in die Knie, brach zusammen, lag auf dem Boden, etwas Rotes rieselte . .

*

Vorhang. Sanitäter. Arzt. Rauschen aus der Menge vor dem Vorhang...

„Ein Schuß in den Leib," sagte der Arzt. „Und hier: ein Streifschuß durch Haar und Kopfhaut — und da: das Handgelenk zerschmettert . . . !"

„Also war er schon zweimal getroffen," sagte der Direktor, „und hat nichts gesagt!"

Sofort ins Krankenhaus, zur Operation", befahl der Arzt. Sie trugen Edouard von der Bühne.

Der Direktor sah Yves an: Zweimal getroffen und nichts gesagt. Der hat Artistenblut. Sie nicht . . . !"

Zu Pferd von Paris nach Monte Carlo

Mlle. Dorange, die durch ihre Distanzritte berühmt gewordene französische Amazone bei ihrem Start in Paris, von wo aus sie hoch zu Roß nach Monte Carlo reiten will. Natürlich bereitet gerade die jetzige Jahreszeit mit den aufgeweichten Straßen im Norden und den verschneiten Gebirgsübergängen im Süden einem solchen Parforce-Ritt besondere Schwierigkeiten.

Grabinschriften

Grabschrift eines Vielschreibers

Er rief, als schon der Tod ihn gepackt:
ein Weilchen laß mich noch bleiben;
ich mache nur mit dem Verleger Kontrakt,
ein Buch übers Jenseits zu schreiben.

*

Einem Beamten.

Wie gerne ließ er sich vertreten,
der nun in kühler Erde ruht;
vielleicht, indes wir für ihn beten,
liegt drunten nur sein Substitut.

Die beiden Lächeln

In ihrer strahlenden Mächtigkeit saß die Sonne im blauen Samt des Himmels.

Ich armseliger Hund von einem Menschen trabte geduckt meiner Arbeitsstätte zu.

Ich war auf einem Neubau als Taglöhner beschäftigt, wo es nichts als brennenden Kalk, Kieselstaub, rohe und gemeine Worte gab.

Widerwillig, von dem eiligst heruntergeschlungenen Mittagsfraß kommend schlürfte ich über das Pflaster, schon todmüde von der Last des halben Arbeitstages, voll Ekel und Angst vor den sechs Stunden Karrenziehen, die ihm noch folgten, bis die Glocke in der Bauhütte Feierabend bimmelte. Wie durch ein Tunnel voll Rauch und Gestank ging ich, sah nicht das Grün der Gärten, die Geschäftsauslagen mit den schönen Dingen, fröhlich lachende Mädchen, Männer voll Würde, Kraft und Mut.

Nur alles Schmutzige, Zertretene, Lasterhafte, Gemeine der Großstadt, ihre eiternde Not, ihr schleimiger Haß gegen uns Arme trat grausig bildhaft in mein Bewußtsein. Ich sah den Grind, die Läuse der tagsüber sich selbst überlassenen Gassenjugend, die verborgensten Geschwüre scheu oder frech vorbeistreichender Dirnen, die schmähliche Lumpenkleidung der Bettler. Ich erblickte Arbeitslose, die vor Hunger beim Gehen einknickten wie Gehängte, schwangere Frauen, ausgemergelte Greise, in deren im Elend ersoffenen Augen meine Zukunft zu lesen war. Ich roch verfaultes Bettstroh, Fetzenlager unter Brückenpfeilern, und in Kanalgängen Jauchegestank, Armeleutegeruch der Zinskasernen. Ausatmung tausender vereiterter Lungen, Fuselhauch sich mit Schnaps Betäubender. Es gab keine Freude, keine Hoffnung, kein Glück. Und wenn schon, dann nicht hier unten, dann irgendwo in einer anderen Sphäre.

Auf meinen Haß stürzte noch namenloses Grauen. Wie in die Nacht verirrte Tagvögel irrten verzweiflungsvoll meine Augen umher. Aus einem Fenster grinste das breite Gesicht eines Mannes auf mich herab. Lachte er über mich?

„Du Satan! Du höllischer Gauner!"

Ich schrie es über das wahnsinnige Tosen der Großstadt hin und meinte, alles müsse auf einmal in Schweigen sinken, und nur der Schrei meiner Seele wäre vernehmbar.

Aber der Mann konnte auch über sich lachen, über sein Elend, über seinen Jammer, hier in dieser verfluchten Welt leben zu müssen, nachdem er vielleicht vorher viele Tage geweint hatte.

Beschämt schlichen meine Blicke von seinem Gesicht weg, blieben an einem anderen Fenster hoch in der Himmelsnähe haften. Hinter dünnen Schutzgittern, aus Zierblumen auftauchend, lehnte ein kleines Mädchen. Auch es lachte und griff dabei mit den Händchen hinaus in die goldene Luft des Sommers — — —

Da spürte ich es plötzlich wie Wald um mich wehen, Wiesenduft schmeichelte sich an mich heran, Wasser aus silbernen Quellen kühlte Wunde um Wunde, Sonne hatte auf einmal eine so holde, gütige Hand, und die Menschen waren so rein von jeglicher Sorge und Schmutz — — —

Und langsam ging ich ruhig, gelassen, ohne Haß, Angst und Lebensüberdruß an meine Arbeit.



Erdbeben auf Erdbeben sucht die griechische Halbinsel Chalkidike heim

Ein Zeltlager-Dorf, das mitten in der Großstadt Saloniki für die unglücklichen Bewohner der Halbinsel Chalkidike errichtet wurde, die in den letzten Monaten immer wieder von schweren Erdbeben betroffen wurden. — Jetzt wird wiederum eine neue Erschütterung mitgeteilt. Da die Verbindungen abgeschnitten sind, weiß man nicht, ob Opfer zu beklagen sind. Die anhaltende Serie der Erdbeben hat die Bewohner so erschreckt, daß viele von ihnen, denen eine Behausung in freigemachten Gebäuden zugewiesen wurde, es vorzogen, weiter in der primitiven Zeltstadt zu verbleiben.

Die Mühle

Von Alfons Petzold.

Er lag kurgemäß auf dem Liegestuhl, die ewig kalten Füße von dicken Filzdecken umhüllt, und ließ sich von den warmen, guten Strahlenfingern der Sonne die kranke Brust massieren. Seit der in der Volksheilstätte für Tuberkulose war, kam es ihm vor, als wäre er wieder Lehrbub, der sich beim „Liefernfahren" tüchtig verkühlt hatte und von der nun toten Mutter gepflegt wurde, bis er so weit war, um in die staubige, lungenvernichtende Atmosphäre der Fabrik zurückkehren zu können.

In diesem Erholungsheim, in dem 200 kranke Menschen der Wiedergenesung von einem mörderischen Uebel sehnsüchtig entgegenatmeten, hatte alles die Weisheit und Liebe von mütterlichen Händen. Die Luft, die aus den Wäldern kam, die Pflegenonnen, die lichtvollen großen Säle, die Aerzte mit ihren forschenden Augen, aus denen ein ständiger Trost sprach, und die Mitpatienten selbst, denen ein gemeinsames Leid die Herzen mild und freundlich machte.

Wenn er nun so dalag mit geschlossenen Augen, eingebettet in Ruhe und Frieden, ging er oft gern den Weg seines Lebens zurück und wunderte sich darüber, daß er, der fleißige Arbeiter, nicht mehr an der Drehbank stand, die stechende Brust an den Griff gepreßt, der mit röchelndem Laut kunstvolle Wunden in das friedliche Holz biß.

Und dann blieb er gern bei der Stunde stehen, wo die schon jahrelang erkrankte Lunge versagte und mit ihrem roten Blute das Holz, die Drehbank und den Fußboden rot beizte.

Wochenlang lag er nun schon hier, ohne daß die Aerzte die geringste Besserung bei ihm konstatieren konnten.

Bei jeder Untersuchung hörte er das stereotype „status tem" und fühlte die Blicke des Arztes mitleidig auf sich ruhen.

Einmal erfaßte sein scharfes Ohr, das gewohnt war, im tosendsten Räderwerk der Werkstatt das Wort des Nachbarn aufzufangen, sein Todesurteil, das der Oberarzt einem Assistenten zuraunte: „Schade, da ist nichts mehr zu machen, veralteter Fall, der Katarrh schreitet fort ..."

Tagelang murmelte er dieses vor sich hin, und es schien ihm, als spräche er es einem anderen vor und ihn selbst ginge es gar nichts an. Aber dann wußte er wieder, daß der andere er selbst war, vor dem er stand wie vor einem tiefen, wasserlosen Brunnen, aus dessen unheimlicher Stille es emporklang: „Du mußt sterben, bald sterben!"

Und er fand sich damit ab, gewohnt, dem harten Leben zu gehorchen, wie er es von Kindheit an nicht anders wußte.

Manchmal noch, meistens wenn ein Mitpatient hell auflachte, oder zuweilen, wenn die Sonne über der nebel- und dunstfreien Landschaft stand und sein Blick an dem freudigen Wachsen einer Blume oder eines Baumes hängen blieb, fuhr ihm auf einmal ein brennender Blitz durch den Leib, so daß sein Herz zitterte.

Sterben — und so jung, kaum 28 Jahre alt.

Und wenn er dabei an die Werkstatt in der riesigen Fabrik, an seine blanke Drehbank dachte, an die riesige Transmissionsscheibe, die so blank gescheuert war, daß er sie immer als Spiegel benutzte, an seine Freunde und Kameraden, die vor und hinter ihm, links und rechts bei den Fräs-, Hobel- und Poliermaschinen gestanden hatten, nun eines anderen Kameraden waren, verblieb der brennende Schmerz oft eine Stunde lang in seinem Herzen.

So lag er nun den ganzen Tag auf dem Liegestuhl in den Stunden, da die anderen spazieren gingen, sich und seinen Gedanken allein überlassen. — —

Von der erhöhten Terasse aus, auf der er lag, konnte er das ganze Tal übersehen. Eine Welt im Kleinen.

Und alles, was die gesamte Welt lebenswert macht, Schönheit, Schaffensfreude, Arbeit sah er vor sich in einem kleinen Ausschnitt bildkräftig in Erscheinung treten.

In seiner nächsten Nähe erschaute er einen Gärtnerburschen, der Rosenstöcke okulierte, hinter diesen erhob sich ein breitästiger Kirschbaum, über und über mit reifen Früchten bedeckt, die eine schmucke, tagfrohe Magd, auf einer Leiter stehend, einheimste. Aus den Wäldern, die zu Seiten des Gartengrundes aufstiegen, schellen Axtschläge im starken Rhythmus, umtönt von dem Gesang der Holzknechte, an sein Ohr. In der Ferne, wo blausilberne Rauchsäulen den Himmel mit den roten Dächern eines Dorfes verbanden, schnarrte Sägengeknirsch, rauschte ein Mühlrad, hallte das glockenschallartige Gehämmer einer Schmiede. Und zwischen den gelb-grünen Getreidefeldern blitzten Sicheln in sein Auge. Kinder schnitten dort an den Grenzrainen Gras für Gais und Kuh. Und plötzlich fiel eine neue Schwere auf seine Seele, und er erkannte die Größe seines Leidens, seines Elends, so wie es ihm nie in solchem Umfange zum Bewußtsein gekommen war.

Sie alle da vor ihm, die seine Augen sahen oder von deren Tun ein Ton verkündete, der Gärtnerbursche und Schmiedegeselle, die kirschenerntende Magd, die Holzknechte, Müllerburschen und Bauern, deren Hände im Frühjahr diese weiten Felder mit Saatkorn gesegnet hatten, ja selbst die Kinder, die Gras schnitten, sie alle schufen oder hatten etwas geschafft, etwas, das ihnen einen Teil Unsterblichkeit verlieh, und wenn eines von ihnen jetzt plötzlich sterben würde, etwas bliebe von ihm lebendig: die Kraft, die es kurz vor seinem Tode einem anderen Wesen übertragen hatte.

Und von ihm, der so untätig dalag und den Tod erwartete, was blieb von ihm übrig? Nichts. Im Augenblick, wo sein Körper im letzten Kampf sich strecken würde, würde nichts mehr auf Erden von ihm künden, er war dann ein ausgelöschter Buchstabe, sonst nichts.

Er hatte das Gefühl, als läge er schon im Grabe. Es schauerte ihn, trotzdem die Julisonne hell auf ihn herabsengte.

So lag er unter den Genesungsfreuden und Zukunftsträumen der anderen mit seinem langsam dahinsterbenden Leib da und quälte seine arme Seele mit den Folterinstrumenten seiner Gedanken. Dazu kam noch, daß er keinen Freund, keinen Verwandten hatte, dem er sich anvertrauen konnte. Diese völlige Vereinsamung war es auch, die seine Qual erhöhte, denn er wußte, kein Mensch würde ihm eine Träne nachweinen und seinen Namen trauernd nennen.

Eine Frage klopfte unablässig an sein armes Gehirn um Beantwortung. War es denn wirklich nicht möglich, noch etwas zu schaffen, was ihn über seinen Tod hinaus wirken ließ, was seinen Namen nicht sofort nach der Beerdigung seines Körpers von der Tafel des Lebens löschte, als wäre er nie darauf gestanden? Er grübelte und sann nach und vergaß, daß er krank und dem Tode nahe war.

Und nach langem Suchen und Herumtasten war es wie ein zages Licht in ihm aufgefunkelt, und seine Not und suchende Sehnsucht schützten das Fünkchen vor dem Verlöschen und fachten es zur hellen Flamme an. Er hatte gefunden, was er wollte. Die Idee zu einem Werke, das er wohl noch fähig war zu schaffen, und das ihn über den Tod hinaus triumphieren lassen sollte. Alle ihm noch verbliebenen Lebenskräfte sammelte er für eine Stunde, in der er in den Wald schlich und dort mit qualvoller Mühe Rindenstücke, Aeste, Moos und biegsame Zweige einsammelte und heimschleppte. Dann kaufte er beim Krämer, der in der Heilanstalt seine Ware feilhielt, Nägel, Kork und in Ermangelung des Drahtes einige Päckchen Haarnadeln und begann sofort aus all den mannigfachen Gegenständen eine Miniaturwassermühle zu bauen.

Nun war eine große Unrast über ihn gekommen. Die frühere Ruhe mit ihrem einschläfernden Händestreicheln, aber auch mit ihrem nagenden, alle Sinne folternden Qualen war dahin und hatte einem emsigen Tun Platz gemacht, das in einigen Tagen einen kunstvollen Bau erstehen ließ, über den die Mitpatienten staunten, ohne zu ahnen, daß ihn die Hände eines Sterbenden schufen, um ein Stückchen Ewigkeit für seinen Namen zu erhaschen.

Und es war wirklich ein Kunstwerk, was er erbaut hatte. Eine regelrechte Wassermühle, so hoch wie ein Tisch und dementsprechend breit, mit Fenstern, Türen, einem Schornstein und einem prächtigen Schaufelrad, das nach lustigen Wellen verlangte, um sich baldigst zu drehen und ein kleines Metallhämmerchen in Bewegung zu setzen. Ganz tief im Gehäuse, im Dunkel des inneren Getriebes, hatte er an die Achse eine leere Schneckenmuschel gebunden, in der sein Name eingeritzt stand und die Worte: „Das Leben ist so schön!"

Die Muschel sollte sein Herz vorstellen. Auch über die Mühlentür hatte er seinen Namen geschrieben und die Jahreszahl, wo dieses Werk geschaffen wurde. Das Aufstellen der Mühle machte ihm keine Sorge. Durch den Gartengrund wanderte ein munteres Bächlein, dort, wo dies Bächlein mündete, wollte er seine Mühle verankern und deren Räder treiben lassen. Aber die Anstrengung der letzten Tage, die gewaltsame Anspannung der Kräfte ließen ihn gerade in dem Augenblick zusammenbrechen, als er, sein Werk mit Hilfe eines anderen Patienten zum Ort des Aufstellens trug. Er wurde ins Bett gebracht und gezwungen, sich vollkommen ruhig zu verhalten, da der Arzt einen Blutsturz befürchtete. Angestrengt horchte der Kranke. Jetzt mußte die Mühle bald am Platze sein und mit ihrem Gehämmer beginnen. Durch die weit offenen Fenster des Krankenhauses zog die Abendluft und brachte klingende Töne zu dem lauschenden Kranken. Der lachte sehr lange ein frohes, geheimes Lächeln. Dann machte er eine Handbewegung — und starb.

Heimfahrt

Von Liesel Kaul.

Samstagsabend. Der letzte Wagen der Linie 9, die die Verbindung zwischen der Stadt und den vorgelagerten Dörfern herstellt, ist stark besetzt. Irgendwo war eine besondere Festlichkeit. Ein Trupp junger Menschen stürmt herein. Burschen und Mädels mit blanken Gesichtern. Sie kommen auch von dem Feste. Ihr Scherzen und Lachen füllt den Wagen mit übermütigem Leben.

Nach ihnen steigen zwei Männer ein. Ein jüngerer mit einem offenen, klaräugigen Jungensgesicht und ein älterer mit etwas müden Zügen. Vater und Sohn. Sie nehmen einander gegenüber Platz. Der ältere etwas schwerfällig und mühsam, liebevoll unterstützt von seinem Begleiter. Beide sind im festtäglichen Anzug, und es schwingt um sie ein Hauch von Wein und Zigarren.

„Dir hat es doch auch gefallen, Vater?" Und ein froher Blick aus jungen Augen heischt Antwort.

„Du bist müde, Vater ..."

„Ja — ich bin so eigenartig müde. Der schwere Wein. Ich bin das doch nicht mehr so gewöhnt." Wie eine Entschuldigung ist sein mattes Lächeln.

„Schlaf ein bißchen; ich wecke dich wenn wir am Ziele sind."

Noch ein dankbarer Blick, ein Kopfnicken. Der müde Vater lehnt sich zurück, schließt die Augen. Langsam sinkt ihm das Kinn auf die Brust. Der Hut rutscht ihm tief in die Stirn. Auf seinen ruhenden Händen tanzen hüpfende Lichter.

Die Straßenbahn rattert in die Nacht. Vorbei an kleinen Bergmannshäusern, die in tiefem Schatten liegen, über Brücken und durch Bahnunterführungen.

Der Alte schläft. Ab und zu gibt es einen Ruck durch seinen Körper, wenn der gleichmäßige Takt der Räder durch ein Bremsen, ein Halten, unterbrochen wird.

Der Junge schaut hinaus ins Dunkel. Fauchende Autos mit grellweißen Scheinwerfern geistern durch den Nebel. Die Bäume rechts und links an der Straße werfen blasse, dürre Schatten, und das Licht der hohen Bogenlampen ist wie durch einen weichen, zarten Schleier verhüllt.

Das junge Volk ist inzwischen ausgestiegen. Im hinteren Teile des Wagens debattierten ein paar ältere Männer über die letzten politischen Ereignisse.

Der Junge schaut nach der Uhr. Die nächste Haltestelle. Noch zwei Minuten. Der Schaffner ruft die Station aus. Es tut dem Jungen leid, daß er den Vater jetzt wecken muß. Aber sie sind dann ja schnell zu Hause, und morgen kann der Vater sich ausruhen. —

„Vater — komm, wir sind da!"

Der Alte rührt sich nicht.

Der Junge schüttelt den Vater an den Schultern. — „Vater, wir müssen doch aussteigen!"

Nichts.

„Vater! — — Vater!"

Die Fahrgäste werden aufmerksam. Der Schaffner kommt hinzu. Der Alte sitzt steif und unbeweglich. Der Sohn versucht, ihn hochzuheben, packt ihn an den Armen. Schwer und kraftlos fällt der Körper nach vorn. Fahrgäste springen herbei, heben ihn auf. Eine kurze Untersuchung: — Er atmet nicht mehr. —

Tot.

Ohne einen Laut, ohne einen Seufzer und ohne ein Stöhnen ist er eingeschlafen im Lärm der vollbesetzten Elektrischen, um nicht mehr aufzuwachen.

Der Junge steht hilflos da, blaß bis in die Lippen, mit entsetzten Augen. „Was — was ist denn das ...?" — stammelt er vor sich hin.

Vier Männer haben den Toten hinausgetragen. Schwer und dunkel liegt er am Rande der Straße. Eine trübe Laterne wirft ihr fahles Licht auf die Gräser am Rain, die mit silberweiß glitzernden Rauhreifperlen besetzt sind.

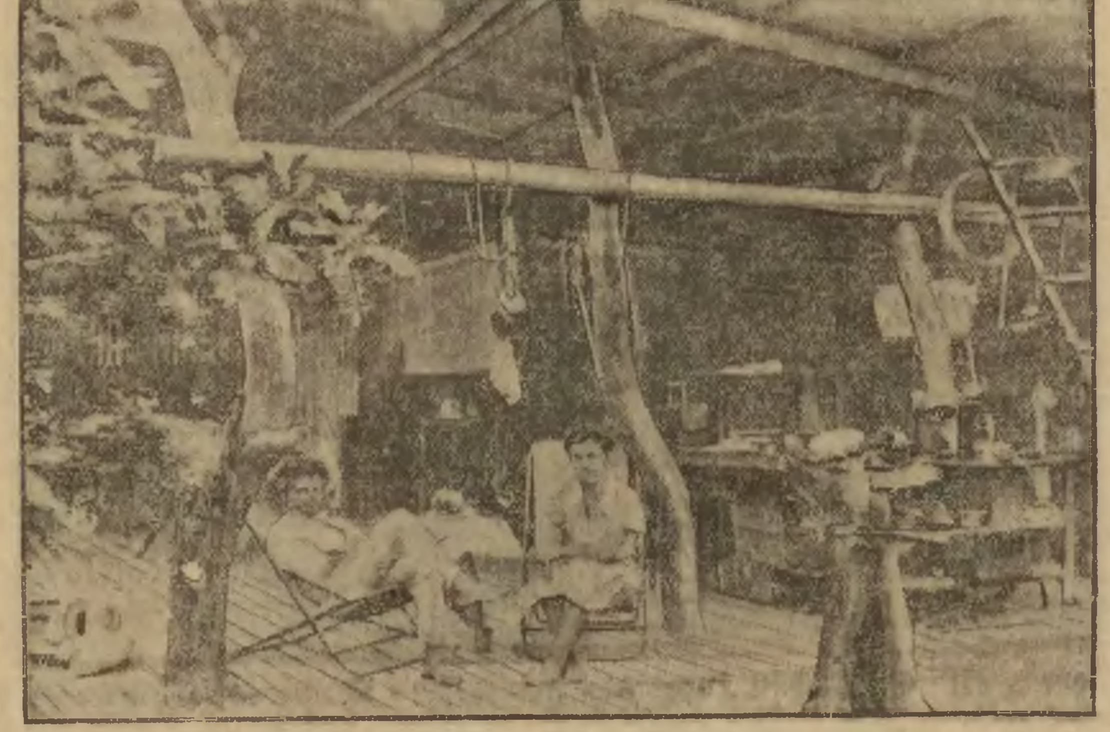
„Fertig!" ruft der Schaffner. Der Wagen setzt sich wieder in Bewegung. Er hat schon vier Minuten Verspätung...

Der Junge aber, im feiertäglichen Anzug mit der festlichen Blume im Knopfloch, torkelt wie ein Betrunkener hinter den vier Männern her, die ihm den toten Vater vorantragen. Den toten Vater, der ihn vor einer halben Stunde noch anlächelte; „Ja, es war schön, — sehr schön."

Wege zum Erfolg

Da ist kürzlich in Chikago folgendes passiert: In einem an belebter Stelle stehenden vornehmen Hause wird plötzlich im zweiten Stock ein Fenster mit solcher Heftigkeit geöffnet, daß die Scheiben mit lautem Klirren auf das Straßenpflaster fliegen. Im zerbrochenen Fenster gewahren die erstaunten Passanten eine junge Dame, in deren schönem Gesicht tödlicher Schrecken zu erkennen war. In wilder Verzweiflung klammert sie sich an den Fensterrahmen. Hinter ihr erscheint das eben so erschreckte Gesicht eines jungen Mannes, der sich in höchster Eile bemüht, eine Strickleiter am Fenster zu befestigen. Nachdem das auch gelungen ist, sucht er die fassungslose junge Dame zu bewegen, sich daran herabgleiten zu lassen. Mit furchtbarem Entsetzen blickt sie in die Tiefe, sieht sich noch einmal jäh um und läßt sich mit einem angstvollen Aufschrei zur Erde nieder. Der junge Mann folgt ihr unmittelbar auf demselben Wege. Da erscheint am Fenster ein eleganter Herr mit grauem Haar, der mit zornig heiserer Stimme herunterruft: „Elende, du hast mich betrogen und sollst es büßen!" Er zieht seinen Revolver, entsichert ihn und feuert mehrmals auf die beiden schreckgelähmten Menschen, ohne Rücksicht auf die dicht darum stehende Menschenmenge. Seine Wut kennt keine Grenzen, er steigt auf das Fensterbrett und klettert ebenfalls die Strickleiter herab. Die junge Dame bricht mit einem gellenden Entsetzensschrei zusammen. Der Galan zuckt merklich zusammen, blickt auf die reglos Liegende und dann erwartet er mit dem Ausdruck äußerster Entschlossenheit im Gesicht den Herabkommenden. Jetzt hat dieser den Boden erreicht und richtet ohne lange Ueberlegung den Revolver auf ihn. Erschreckt weicht die Menge zurück und harrt in bangem Schweigen der grausigen Dinge, die da kommen sollen. Da springt plötzlich und unerwartet die Dame auf, die drei Darsteller des Ehebruchdramas reichen sich die Hände und rufen im Chor: „Verehrte Herrschaften, Sie sahen soeben den Anfang eines neuen Romans, dessen Veröffentlichung das „Chikago Journal" morgen beginnt!" — Mit einer höflichen Verbeugung verabschiedeten sie sich darauf von den noch immer aufgeregten Zuschauern.

Barth



Ein Gruß vom deutschen Robinson-Crusoe

Dr. Ritter und seine Gefährtin in ihrer luftigen Behausung auf der Charles-Insel der Galapagos-Gruppe. — Der Berliner Arzt Dr. Ritter lebt noch immer wie ein moderner Robinson-Crusoe auf einem Eiland der Galapagos-Inselgruppe, fern von jeder Zivilisation und soweit als nur irgend möglich den natürlichen Verhältnissen angepaßt.

Laurahütte u. Umgebung

Belegschaftsversammlungen in der Laurahütte.

=g= Am gestrigen Freitag fanden im Wietrzykschen Saale um 10 Uhr vormittags und 4 Uhr nachmittags Versammlungen der Belegschaft der Laurahütte statt, die beide sehr gut besucht waren. Der Betriebsrat Kadlubek gab zunächst einen Bericht über die augenblickliche außerordentlich schlechte Arbeitslage und über die Verhandlungen mit der Verwaltung über die Ermäßigung der Mieten in den Verwaltungshäusern. Die Mieten in den vor 1918 gebauten Häusern werden ab 1. Februar um 10—30 Prozent gekürzt, während die Mieten in den Neubauten auf der alten Höhe belassen werden. Ferner teilte er mit, daß in nächster Zeit die Lohnsätze in den Eisenhütten gekündigt werden, was in den Grubenbetrieben bereits geschehen ist. Zum Schluß wurden folgende Resolutionen gefaßt: Von der Wojewodschaft wird gefordert, daß sie dafür sorgt, daß die Verwaltung die noch beschäftigten Arbeiter gleichmäßig viel Schichten verfahren läßt, da jetzt einzelne alle Schichten verfahren, während andere nur 6—7 Schichten im Monat arbeiten. Von der Verwaltung wird Herabsetzung der Mieten gefordert und Rückzahlung der zu viel gezahlten Mietsbeträge gefordert. Nach etwa 2,45-stündiger Dauer wurde die Versammlung geschlossen.

500 Turnusurlauber auf Richterschächte.

Bei der letzten Lohnzahlung erhielten 500 Arbeiter der Richterschächte die traurige Mitteilung, daß sie ab 1. März einen einmonatlichen Turnusurlaub antreten müssen. Mithin wurde die Zahl der Turnusurlauber auf einmal um 350 Mann erhöht. m.

Apothekendienst. Am Sonntag, den 19. d. Mts., versieht den Tag- und Nachtdienst die Barbaraapotheke auf der Beuthenerstraße, desgleichen den Nachtdienst der kommenden Woche.

Stiftung für die Pensionäre der Firma Fitzner. Anläßlich der hundertjährigen Wiederkehr des Geburtstages des Begründers der Kesselfabrik, des Kommerzienrat Wilhelm Fitzner, hat sein Sohn, der Direktor der Nietenfabrik den Altpensionären der Kesselfabrik einen Geldbetrag von 300 Zloty überwiesen, welcher auf 28 Personen verteilt wird.

Grubenunfall. Auf Ficinusschacht wurde der Steiger Krokzet auf der Förderstrecke durch einen entgleisten Förderwagen erfaßt und ihm dabei ein Bein schwer verletzt, welches im Knappschaftslazarett amputiert werden mußte.

Drei Unfälle an einem Tage. In Richterschächte passierten am Dienstag nicht weniger als drei größere Unfälle unter Tage. Einem Bergmann wurde das Bein gebrochen, zwei andere erlitten innere und äußere Verletzungen.

Straßenüberschwemmung. An der Unterführung der Schmalspurbahn in Hugokolonie entstand gestern abend durch Bruch eines Hauptrohres der Wasserleitung eine große Ueberschwemmung, welche den Räder- und Fußgängerverkehr für längere Zeit sperrte. Das Postauto von Siemianowitz blieb in den Fluten stecken und mußte durch ein Gespann abgeschleppt werden. Durch den Druck des Wassers wurde ein großer Teil der Pflasterung ausgespült und es entstand ein großer Trichter.

Geheimnisvolle Autofahrt. In der Nähe des Bahnübergangs an der deutschen Privatschule in Siemianowitz ist in den Morgenstunden des Mittwochs ein etwa 17jähriges Mädchen in bewußtlosem Zustand aufgefunden worden. Nachdem das Mädchen zu sich gebracht wurde, gab sie an, daß sie in Kattowitz wohnhaft ist und eine Autopartie mit unbekannten Männern unternommen hat, die sie höchstwahrscheinlich mit irgendeinem Betäubungsmittel betäubt und dann aus dem Auto herausgeworfen haben. Gleichfalls meldete sie den Verlust ihres Handtäschchens und Hutes. Die Polizei ist bemüht, diesen Vorfall zur Aufklärung zu bringen. m.

Verhandlung gegen die Messerstecher am Silvester. Gegen die Messerstecher aus Baingow Pyplatz, Korus und Cieluch, welche in der Silvesternacht bei einer Keilerei drei Personen unter anderem dem Arbeiter Tomanek aus Michalkowitz durch Messerstiche schwer verletzt hatten, war am Mittwoch im Bezirksgericht Kattowitz die erste Verhandlung angesetzt. Die Verhandlung zeitigte schwerwiegende Momente, so daß das Gericht zu der Ueberzeugung kam, die Verhandlung zu vertagen.

Von der St. Antoniuskirche. Am morgigen Sonntag, Montag und Dienstag begehen die Parochianen das 40stündige Gebet. Die Pfarrleitung gibt nachstehende Gottesdienstordnung bekannt. Sonntag: 2—3 Uhr 3. Orden, Mütterverein, Missionsverein und Herz-Jesu-Verehrer; 3—4 Uhr Marianische Jungfrauenkongregation, Cäcilienchor, St. Agnesverein, Verein weibl. kaufm. Angestellte und Jungmänner und Jugendverein; 4—5 Uhr Rosenkranzverein. Montag: 9—10 Uhr Eucharistische Ehrenwache und alle Herz-Jesu-Verehrer; 11—12 Uhr Schulkinder; 2—3 Uhr 3. Orden; 3—4 Uhr Rosenkranz, Mütter- und Missionsverein; 5—6 Uhr Marianische Jungfrauenkongregation, Jungmänner und Jugendverein, Cäcilienchor, St. Agnesverein und Verein weibl. Angestellten; 6—7 Uhr deutsche Predigt und Segensandacht. Dienstag: 9—10 Uhr Eucharistische Ehrenwache und alle Herz-Jesu-Verehrer; 11—12 Uhr Schulkinder; 2—3 Uhr 3. Orden; 3—4 Uhr Rosenkranz-, Mütter- und Missionsverein; 4—5 Uhr Marianische Jungfrauenkongregation, Jungmänner- und Jugendverein, St. Agnesverein, Cäcilienchor und Verein weibl. kaufm. Angestellten. Beichtgelegenheit bietet sich den Parochianen täglich vor- und nachmittag. m.

=g= **Freitisch für arme Kinder im Knappschaftslazarett.** Das Knappschaftslazarett in Siemianowitz hat für Kinder von bedürftigen Arbeitslosen Freitische eingerichtet. Zunächst erhalten 10 arme Kinder täglich Mittagessen, wenn möglich, soll die Zahl der Freitische jedoch erhöht werden.

Wann kommen die restlichen Gehälter zur Auszahlung? Bekanntlich erhielten die Angestellten und Beamten der Vereinigten Königs- und Laurahütte am letzten Monatsersten nur 50 Prozent ihrer Gehälter ausgezahlt. Innerhalb weniger Tage sollte der Rest zur Auszahlung gelangen. Trotzdem der laufende Monat zu Neige geht, warten die Angestellten immer noch vergebens auf die zweite Gehaltshälfte. m.

=g= **Verein selbständiger Kaufleute.** Am Montag, den 28. Februar, abends 8 Uhr, hält der Verein selbständiger Kaufleute von Siemianowitz im Vereinslokal Duda die fällige Jahreshauptversammlung ab. Um zahlreiches Erscheinen wird gebeten.

Michalkowitz. (Arbeitslose werden im Akkord beschäftigt.) Die Pflichtdienst-Arbeiten im Stadion Michalkowitz, wo Planierungsarbeiten vorgenommen werden, schritten nur langsam vorwärts. Um rascher diese Arbeiten unters Dach zu bringen, beschloß der Gemeindevorstand, die Arbeiten im Akkord zu vergeben. Innerhalb einer Woche trugen 20 Mann einen Hügel für den Akkordlohn von 680 Zl. ab. m.

Ruhige Sitzung des Schlesischen Sejm

Wichtigen Gesetzen für die Wojewodschaft Schlesien Rechtskraft verliehen

Deutscher Antrag gegen Stillegung der Friedensgrube

h. w. Die dreieinhalb Stunden Schles. Sejm des vorgestrigen Nachmittags waren mit der Erledigung zum Teil wichtiger Vorlagen ausgefüllt. Das Haus hatte einige teils vom Warschauer Parlament beschlossene, teils vom Staatspräsidenten dekretierte Gesetze für die Wojewodschaft Schlesien anzunehmen. Von besonderer Bedeutung für eine große Anzahl oberschlesischer Gewerbetreibender war ein Antrag des Deutschen Klubs, der vereinigten Christlichen Demokraten und Nationalen Arbeiterpartei und der sozialistischen Fraktion wegen der Verletzung der Autonomie durch das Antialkoholgesetz. Dieser Antrag fand gegen die Stimmen der Sanacja Annahme und bei seiner Behandlung ereignete sich der einzige Zwischenfall des Tages: Der Sanacjaabgeordnete Witczak machte einen beleidigenden Zwischenruf zu dem Korfantymann Roguszczak und Marschall Wolny rief den bekannten Keifer darauf zur Ordnung. Er verwies auf den in der letzten Sitzung gefallenen Ausspruch des Herrn Witczak, daß er eine Ehre darin erblicke, im Schlesischen Sejm zur Ordnung gerufen zu werden und teilte dem Abgeordneten mit, daß dies die letzte Verwarnung sei, die er ihm habe zugehen lassen, ohne aus seinem Verhalten im Parlament die Konsequenzen zu ziehen.

Sonst aber hatte die Tribüne — für deren Besucher neuerdings übrigens, wie im Theater, die Pflicht zum Ablegen der Garderobe besteht — wahrlich nichts und sie leerte sich auch zusehens. Selbst der für die Zuhörer und — die „Polska Zachodnia" eingebrachte Demonstrationsantrag des Regierungsklubs, in dem der Wojewode aufgefordert wird, Mittel für die produktive Arbeitslosenfürsorge bereit zu stellen, konnte die Herzen nicht höher schlagen lassen. Er verpuffte, nachdem seine Tendenzen von Sprechern der Opposition festgenagelt wurden, ganz wirkungslos.

Die Sanacja hat immer noch nicht eingesehen, daß die Zeit sozialer Agitationsanträge längst vorbei ist. Soviel parlamentarische Entschließungen gegen Not und Arbeitslosigkeit und trotzdem soviel Elend im oberschlesischen Lande! Nun weiß auch schon der Kumpel im fernsten Dorf, weshalb die Herren Abgeordneten der Sanacjafraktion immer wieder so schneidige Attacken reiten . . .

Es begann kurz nach drei Uhr mit einem Bericht der Finanz- und der Rechtskommission über die Anrechnung von Dienstjahren für die Beamten des Schlesischen Sejm. Der in diesen beiden Ausschüssen behandelte Antrag sieht vor, daß den Beamten die Zeit, die sie im Kriege, im schlesischen Aufstand und in ähnlichen nationalen Unternehmungen verbracht haben, auf die Dienstjahre angerechnet werde. Bei Stimmenthaltung der Sanacja fand die Vorlage in dritter Lesung Annahme.

Sodann referierte Abg. Kapuscinski für die Kommission für Arbeit und soziale Fürsorge und die Finanzkommission über den Sanacjaantrag, in Schlesien öffentliche Arbeiten zur Beschäftigung von Erwerbslosen durchzuführen. Der P. P. S.-Abgeordnete Machej stellt den Agitationscharakter dieses Antrages fest, der gewissermaßen den Wojewoden desavouiere. Der höchste Beamte des Landes müßte doch eigentlich wissen, was er zur Bekämpfung seines größten Uebels zu tun habe! Die Sanacja fordere die Verwendung aller Fonds zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit. Man dürfe die Mittel für die Armen und andere Unterstützungsbedürftige aber nicht dazu brauchen, sondern darüber hinaus Gelder bereitstellen. Auch Abg. Dr. Glücksmann gibt seiner Verwunderung Ausdruck, daß eine Fraktion dem Wojewoden sagen müsse, was zu tun sei. — Kapuscinski (Sanacja) versucht die Ausführungen der Oppositionsredner über den demonstrativen Charakter des Antrags seiner Fraktion zu widerlegen. Schließlich findet die Vorlage einstimmige Annahme.

Abg. Kempka (Korfantyblock) brachte im Auftrag der Rechtskommission den Antrag des Deutschen Klubs, der Vereinigten Chadecja und N. P. R. und der Sozialisten ein, daß das Plenum die Verletzung der schlesischen Autonomie durch das Gesetz vom 21. März 1931 über die Beschränkung des Verkaufs alkoholischer Getränke feststellen möge. Das Antialkoholgesetz verletze den Artikel 8a des organischen Statuts. Der Sanacjaabgeordnete Dr. Dabrowski spricht dem Schlesischen Sejm das Recht ab, Richter in eigener Sache sein zu dürfen. Abg. Roguszczak vom Korfantyblock macht den Zwischenruf, daß der Minister sich verpflichtet habe, mit dem Schlesischen Sejm über die Einführung des Antialkoholgesetzes zu verhandeln. Als Dr. Dabrowski ihn auffordert, ihm das schwarz auf weiß zu bringen, sagt Roguszczak: Ich bin Abgeordneter (posel) und nicht Ihr Bote (posłaniec). Witczak macht darauf den Zwischenruf, daß R. sich zum „posłaniec" besser eignen würde als zum „posel", worauf er vom Marschall zur Ordnung gerufen wird. Der Antrag der Opposition wird schließlich gegen die Stimmen der Sanacja angenommen.

Einstimmige Annahme findet in erster Lesung das Gesetzesprojekt über die Weidegenossenschaften. — Der Verordnung des Staatspräsidenten über die Bewirtschaftung der privaten Forsten wird durch Annahme in zweiter und dritter Lesung Gültigkeit für die Wojewodschaft Schlesien gegeben. Die Verbesserungsanträge des Deutschen Klubs und der Sozialisten werden abgelehnt. — Gleichfalls in zweiter und dritter Lesung angenommen und somit für Schlesien in Geltung gesetzt werden die Verordnung über den Handel und den Besitz von Waffen- und Munition vom 27. Oktober 1932 und die Verordnung über die Aktiengesellschaften vom 3. Dezember 1930.

Zum Schluß bringt die Korfantypartei die Anfrage ein, was mit den Rentnern geschehen würde, die für die Gleiwitzer Knappschaft die Beiträge leisteten und nun seit dem 1. März keine Pensionen mehr erhalten.

Deutscher Dringlichkeitsantrag

betr. Stillegung der Friedensgrube.

Der Deutsche Klub bringt folgenden Dringlichkeitsantrag ein:

Der Herr Wojewode wird ersucht, alle notwendigen Schritte zu unternehmen, um die bevorstehende Stillegung der Friedensgrube in Friedenshütte zu verhindern.

Die Dringlichkeit des Antrages ist begründet mit der Sorge um das Los und das Dasein von mehr als 1700 Arbeitnehmern, des weiteren mit der Sorge um die Existenz der Gemeinde Friedenshütte. Der eigentliche Urheber dieses Antrages auf Stillegung der Friedensgrube ist nicht die Rudaer Steinkohlengewerkschaft, zu der die Grube gehört, vielmehr ist die Ursache zu suchen in der Machtpolitik der Kohlenvonkention, die darauf abzielt, die Kohlenproduktion zu drosseln, um auf diese Weise einen Kohlenmangel im Lande zu erzeugen. Man sieht darin ein Mittel, um im Falle einer zwangsweisen Herabsetzung der Kohlenpreise durch die Regierung die Preise trotzdem auf der jetzigen Höhe halten zu können. Aus diesem Grunde dürfen die Behörden unter keinen Umständen die Stillegung der Grube genehmigen, wenn sie nicht der Vorwurf treffen soll, die Politik der Kohlenkonvention zu unterstützen.

Die Rudaer Steinkohlengewerkschaft begründet den Antrag auf Stillegung der Friedensgrube mit der Unrentabilität der Anlage und mit Absatzmangel. Der Beweis dafür ist bis jetzt nicht geführt worden. Auf Grund authentischen Materials kann nachgewiesen werden, daß dem nicht so ist. Die Leitung der Friedensgrube hat bis vor kurzem noch selbst erklärt, daß die Friedensgrube zu den rentabelsten Gruben der Gesellschaft gehört. In der letzten Zeit sind auch auf der Grube noch verschiedene Bauten durchgeführt worden. Die Friedenshütte selbst nimmt täglich 700 To. Kohle von der Friedensgrube ab. Im Falle einer Stillegung derselben müßte die Kohle von einer anderen Grube herbeigeschafft werden, wodurch sich dieselbe nur verteuern würde. Die Produktion beträgt im Durchschnitt eineinhalb Tonnen pro Kopf der Belegschaft. Die Entwicklung in den letzten Jahren ist folgende:

Im Jahre 1923 waren 4080 Arbeiter beschäftigt, die Kopfleistung betrug 0,6 To., im Jahre 1930 waren 1960 Arbeiter beschäftigt, die Kopfleistung betrug 1,35 To., im Jahre 1931 waren 1670 Arbeiter beschäftigt, die Kopfleistung betrug 1,4 To., im Jahre 1932 waren 1650 Arbeiter beschäftigt, die Kopfleistung betrug 1,5 Tonnen.

In Anbetracht dieser Zahlen ist die Stillegung der Friedensgrube unbegründet. Hinzu kommt noch, daß die Produktionskosten pro To. nur zirka 13 Zloty betragen, während Durchschnitts-Produktionskosten über 17 Zloty pro To. betragen. Nach Aussagen von Fachleuten, welche die Verhältnisse auf der Friedensgrube gut kennen, ist damit zu rechnen, daß im Falle einer Stillegung, wenn auch nur für kurze Zeit, an eine Wiederinbetriebnahme infolge Bergschäden nicht mehr zu denken sei.

Der zweite wichtige Grund für die Behörden um die Stillegung der Friedensgrube zu verhindern ist die überaus traurige Lage des Ortes Friedenshütte. Schon heute zählt Friedenshütte 3977 Arbeitslose dazu kommt noch eine große Anzahl Kurzarbeiter bei 16 000 Einwohnern. Die Einnahmen sind um 50 bis 60 Prozent zurückgegangen. Im Falle einer Stillegung würde sich die Zahl der Arbeitslosen um ein bedeutendes erhöhen, da ein großer Prozentsatz der Arbeiter und Angestellten in Friedenshütte selbst wohnen. Besonders ist zu bemerken, daß auf der Friedensgrube nur wenige unverheiratete Arbeitnehmer beschäftigt sind. Der größte Teil sind Familienväter mit zahlreicher Familie. Die Ausgaben für öffentliche Fürsorge betragen in der Gemeinde Friedenshütte schon jetzt 35 000 Zloty monatlich. Dazu kommt noch daß die Gemeinde eine Seuchenbaracke und ein kommunales Gymnasium, das ihr erhebliche Kosten verursacht, zu unterhalten hat. Es ist daher zu hoffen, daß der Wojewode alles daran, setzt um die Stillegung der Friedensgrube zu verhindern.

Der Dringlichkeitsantrag des Deutschen Klubs wurde einstimmig angenommen.

Sportneuigkeiten aus Siemianowitz

A. K. S. Laurahütte schlägt Naprzod Lipine 9:7.

Zwar hätte das Resultat 12:4 für den A. K. S. lauten müssen, wenn nicht der Ringrichter Swierzy, Kattowitz in nicht weniger als 3 Kämpfen dieselben verschoben hätte. Nachstehend die einzelnen Ergebnisse: (Erstgenannt A. K. S.) Papiergewicht: Pawlowski — Broszcz. Ersterer verliert in der dritten Runde durch k. o. Fliegengewicht: Dulok — Pietrek. Obwohl Dulok in allen 3 Runden hoch führte, erhielt er nur ein unentschieden. Bantamgewicht: Spallek — Diballa. Der Laurahütter gewann den Kampf bereits an der Wage. Den Freundschaftskampf verlor er nach Punkten. Leichtgewicht: Ponanta — Konietzny. Dieser Kampf wurde mit einem unentschieden bewertet. Weltergewicht: Cieslik — Schidlok. Sieger in der zweiten Runde Cieslik durch k. o. Weltergewicht: Wildner — Nowak. Wildner schlug seinen Gegner vollkommen groggy. Urteil: Unentschieden!! (Lächerlich!) Mittelgewicht: Widemann — Zydek. Hoher Punktsieger Widemann. Halbschwergewicht: Bohn — Piontek. Stark benachteiligt wurde der Laurahütter, der trotz großer Ueberlegenheit den Sieg nicht zugesprochen erhielt.

07 Laurahütte — Wawel Antonienhütte.

07's Elf tritt am morgigen Sonntag in Antonienhütte gegen Wawel an. Abfahrt der Laurahütter Mannschaft um 12,30 Uhr ab Marktplatz.

Haller Bismarckhütte — Iskra Laurahütte.

Schwerathletikveranstaltung im „Zwei-Linden"-Saal.

Wie bereits verkündet, kommen morgen nachmittags 2 Uhr, die diesjährigen Schwerathletik-Meisterschaften im Ringen und Stemmen im Zwei-Linden-Saal zum Austrag. Die Eintrittspreise sind recht mäßig.

Stadion Myslowitz — Hockeyklub Laurahütte.

Auf der städtischen Eisbahn in Laurahütte treffen am morgigen nachmittag 2,30 Uhr, obige Mannschaften in einem Freundschaftswettspiel.

07 Laurahütte zieht gleichfalls seine Mannschaft von den Expreß-Pokalspielen zurück.

Dem Beispiel des 1. F. C. Kattowitz, der seine Mannschaft von den weiteren Spielen um den Expreß-Pokal zurückgezogen hat, folgte nun auch der K. S. 07 Laurahütte, der infolge mehrerer Verletzungen der Spieler gleichfalls den Beschluß faßte die Mannschaft von den restlichen Spielen zurückzuziehen. Das letzte Spiel trägt 07 gegen Wawel, Antonienhütte am kommenden Sonntag aus. Nach einigen Ruhesonntagen plant der K. S. 07 seine Mannschaft für die kommenden Verbandsspiele vorzubereiten. m.

Gottesdienstordnung:

Katholische Kreuzkirche, Siemianowitz.

Sonntag, den 19. Februar.

6 Uhr: Für die Parochianen.

7.30 Uhr: Zur göttl. Vorsehung auf die Int. einiger Familien.

8.30 Uhr: Für verst. Wilhelm Birkhahn.

10.15 Uhr: Für die Verst. aus der Fabrik Hanka.

Katholische Pfarrkirche St. Antonius Laurahütte.

Sonntag, den 19. Februar.

6 Uhr: für verst. Anton Plaszczymonka, Eltern beiders. und Johann Schymanietz.

7.30 Uhr: für Verst. der Familien Freitag und Kramer.

8.30 Uhr: auf die Int. des 3. Ordens und für ein Jahrkind der Familie Urban.

10.15 Uhr: für die Parochianen.

Montag, den 20. Februar.

6 Uhr: für verst. Peter, Stanislaus und Julianne Kolton, Hedwig und Marie Kaganietz und Verwandtschaft.

6.30 Uhr: auf die Int. der Rosenkranzmitglieder.

Evangelische Kirchengemeinde Laurahütte.

Sonntag Sexagesima, den 19. Februar.

Kollekte für den Verband der evangel. Arbeitervereine in Polnisch-Oberschlesien.

9.30 Uhr: Hauptgottesdienst.
11 Uhr: Kindergottesdienst.
12 Uhr: Taufen.

Montag, den 20. Februar.

Vortragsabend im Jugendbund.

Aus der Wojewodschaft Schlesien

Offenhaltung der Friseurgeschäfte am kommenden Sonntag

Der Friseur- und Perückenmacherverband gibt zur Kenntnis, daß am kommenden Sonntag, den 19. Februar, in der Zeit von 8 bis 12 Uhr vormittags, sämtliche Friseurgeschäfte, innerhalb des Bereichs der Wojewodschaft Schlesien, für das Publikum offen gehalten werden können.

Die Auflösung der Generaldirektion der Fürstlich Plessischen Industriebetriebe

Drei Kohlengruben bleiben in Betrieb.

Alle Angestellten in der Generaldirektion der Fürstlich Plessischen Verwaltung erhielten zum 1. März bezw. 1. April die Kündigung zugestellt. Die Kündigung steht im Zusammenhang mit der Auflösung der Generaldirektion. Ab 1. April bleibt nur noch die techn. Verwaltung der Fürstlich Plessischen Gruben. In Betrieb verbleiben nur noch 3 Gruben und zwar die Emmagrube, Boerschächte und Trautscholdsegengrube. Alle anderen Gruben werden stillgelegt.

1000 Bergarbeiter der Friedensgrube kommen zur Entlassung

Gestern fand beim Demo eine Konferenz statt, in welcher die Stillegung der Friedensgrube behandelt wurde. Der Demo hat die Sachlage auf dieser Grube geprüft und hat gestern den Betriebsrat und die Arbeitergewerkschaften verständigt, daß der Flöz Nr. 420 stillgelegt werden wird. Hier arbeiten 1000 Arbeiter, die am 1. März zur Entlassung kommen. In Betrieb verbleibt Flöz Nr. 350, woselbst 650 Arbeiter beschäftigt sind.

Die Interessengemeinschaft baut in den Hütten die Löhne ab

Die Interessengemeinschaft ist an die Betriebsräte in den Hütten mit dem Vorschlag herangetreten, die bisherigen Löhne um 10 Prozent herabzusetzen. Dieser Vorschlag bezieht sich auf die Belegschaften von fünf Hütten, Königs-, Laura-, Bismarck-, Falva- und Hubertushütte. Die Betriebsräte lehnten natürlich das gemeine Ansinnen glattweg ab. Die Verwaltung hat das Ansinnen mit Abbau der Verwaltungskosten begründet.

Wird die Ferrumhütte in Betrieb gesetzt?

Angeblich soll die Schrauben- und Eisengußabteilung der Ferrumhütte am 1. März in Betrieb gesetzt werden. Die Hütte hat gewisse Aufträge bekommen, die sie ausführen muß und deshalb soll diese Abteilung in Betrieb gesetzt werden.

Kattowitz und Umgebung

Arbeitslose verhindern Sprengung von Notschächten.

Am Donnerstag gelangte vor dem Landgericht Kattowitz eine interessante Strafsache zur Verhandlung. Zu verantworten hatten sich, wegen Widerstand und Zusammenrottung, drei Arbeitslose und drei Frauen, wohnhaft in Eintrachthütte, bezw. Kochlowitz. Anfang September v. Js. sollten dort eine Anzahl von Notschächten auf behördliche Anordnung gesprengt werden. Unter Anleitung eines Steigers wurde von mehreren Bergleuten die Sprengungsaktion eingeleitet. Hinzugezogen wurde noch ein Polizeibeamter, um den Sicherheitsdienst auszuüben. Auf dem Gelände der Notschächte fanden sich neben anderen Beschäftigungslosen, die dort nach Kohle buddelten, auch der Konrad Sprattek, Stanislaus Skrzypczek, Franz Rother, die Valeska Ogrczek, Emilie Sprattek und Gertrud Gasz ein. Diese sechs Personen sollen die anderen Arbeitslosen gegen den Steiger, den Polizisten und die nach dorthin abkommandierten Bergleute aufgestachelt haben, welche umringt, und an den weiteren Sprengungsarbeiten gehindert wurden. Die Arbeitslosen nahmen in ihrer Erbitterung eine so entschlossene Haltung ein, daß dem Sprengkommando nichts anderes übrig blieb, als unverrichteter Sache umzukehren. Einer der Arbeitslosen riß die glimmende Zündschnur samt der Sprengkapsel aus einem der Schächte heraus, dessen Sprengung erfolgen sollte. Auf Grund einer Strafanzeige hatten sich nun die vorgenannten Personen zu verantworten. Nach Vernehmung der Zeugen wurden die beklagten Männer und Frauen wegen Widerstand, Verhetzung und Zusammenrottung zu je 6 Monaten Gefängnis verurteilt, bei Zubilligung einer Bewährungsfrist, für die Zeit von zwei Jahren

Ein hartnäckiger Liebhaber. Ein närrisch verliebter Mensch ist der Roman Niestroj aus Schoppinitz, der sich in seinem Liebestaumel sogar einer großen Unbesonnenheit hinreißen ließ. Am 8. November v. Js. verletzte N. eine gewisse Anna Jaromin, die er als seine Braut betrachtete, nach einer heftigen Auseinandersetzung durch einige Messerstiche erheblich, so daß die Verletzte längere Zeit im Spital zubringen mußte. Wegen dieser Tat hatte sich nun der Liebhaber vor dem Kattowitzer Gericht zu verantworten. Niestroj war von Reue zerknirscht und bekannte sich unter Tränen zu der Tat. Er führte aus, daß er für das Mädchen eine heftige Leidenschaft empfinde und nicht mehr von ihm lassen könne. Die Jaromin führte vor Gericht aus, daß der Beklagte schon drei Selbstmordversuche unternommen habe und sich später sogar an ihr rächen wollte, obgleich sie nur dem Wunsch ihrer Angehörigen zu Willen war und sich zu dem Liebhaber zurückhaltend verhielt, was diesen erst recht in die Wolle brachte. Der unglückliche Liebhaber erhielt nach Durchführung der Beweisaufnahme wegen schwerer Körperverletzung 7 Monate Gefängnis. Niestroj rief aus, daß das geliebte Mädchen für jeden Fall doch die Seine werden müsse, selbst wenn der Teufel den Teufel reiten sollte.

Königshütte und Umgebung

Glatter Bürgersteig verursacht gefährlichen Sturz. Vor dem Hause an der ul. Cmentarna 28 stürzte die 69jährige Anna Kawa und brach den Arm, wodurch eine Ueberführung in das städtische Krankenhaus erfolgen mußte. Die Schuld trifft in diesem Falle den Hausbesitzer G., der den glatten Bürgersteig nicht abgestumpft hat.

Bestrafung wegen Körperverletzung. Der Arbeiter Viktor Jagla aus Morgenroth hatte sich vor der Königshütter Strafkammer wegen schwerer Körperverletzung zu verantworten. Am 21. Juli v. Js. kam es auf der Arbeitsstelle der Paulusgrube zwischen dem Angeklagten und seinem Mitarbeiter Oskar Pilot zu einem Streit, weil Pilot einen jugendlichen Arbeiter vor Jagla in Schutz nahm. Im Verlauf des Streites griff J. nach einer Kaffeeflasche und brachte dem P. eine schwere Kopfverletzung bei. Auf Grund der Verletzung verbrachte er vier Monate im Krankenhaus und leidet noch heute an epileptischen Anfällen. Weil der Angeklagte noch unbestraft ist, ließ das Gericht mildernde Umstände walten und bestrafte J. mit 6 Monaten Gefängnis bei zweijähriger Bewährungsfrist.

Schwientochlowitz und Umgebung

Tödlicher Unglücksfall eines Eisenbahners. Ein folgenschwerer Unglücksfall ereignete sich auf der Eisenbahnstrecke zwischen Brzeziny und Scharley. Dort wurde der 47jährige Simon Ryba von einem Güterzug erfaßt und so schwer verletzt, daß der Tod in kurzer Zeit im Spital eintrat. Wie es heißt, soll R. an dem kritischen Tage betrunken gewesen sein.

Bielschowitz. (Die wilden Schachtanlagen fordern ihre Opfer.) Ein folgenschwerer Unglücksfall ereignete sich auf einem der vielen Schachtanlagen in Bielschowitz, welchem der 23jährige verheiratete Josef Michalski von der ul. Wodna 160 aus Bielschowitz zum Opfer fiel. Der junge Mann war dort mit dem Buddeln von Kohlen beschäftigt. Plötzlich lösten sich Erdmassen und verschütteten den unten befindlichen Michalski. Nach längerer Arbeit gelang es den Verschütteten, leider nur noch als Leiche, zu bergen. Der am Tatort herangerufene Arzt stellte gleichfalls den Tod fest. Es erfolgte die Einlieferung in die Leichenhalle des Knappschaftslazaretts in Bielschowitz.

Rundfunk

Kattowitz und Warschau.

Gleichbleibendes Werktagsprogramm

11,58 Zeitzeichen, Glockengeläut; 12,05 Programmansage; 12,10 Presserundschau; 12,20 Schallplattenkonzert; 12,40 Wetter; 12,45 Schallplattenkonzert; 14,00 Wirtschaftsnachrichten; 14,10 Pause; 15,00 Wirtschaftsnachrichten.

Sonntag, den 19. Februar.

10,30: Gottesdienst aus Groß-Piekar. 12,15: Morgenfeier. 14: Religiöser Vortrag. 14,20: Konzert. 14,40: Schallplatten. 15: Konzert. 16: Kinderfunk. 16,30: Briefkasten. 16,45: Stunde der Sprache. 17: Solistenkonzert. 18: Leichte Musik. 19: Verschiedenes. 19,10: Musikalisches Zwischenspiel. 20: Abendmusik. 21,20: Sportnachrichten. 21,30: Klaviermusik. 22,20: Tanzmusik.

Montag, den 20. Februar.

15,25: Nachrichten. 15,35: Leichte Musik. 16,10: „Herz der Maschine" (Novelle). 16,25: Französische Unterrichtsstunde. 16,40: Vortrag. 17: Nachmittagskonzert. 18: Leichte Musik. 18,50: Vortrag. 19,05: Verschiedenes. 19,25: Berichte. 20: Technischer Briefkasten. 20,15: Konzert. 20,35: Operette von Strauß. In der Pause: Sport und Presse. 23,30: Tanzmusik.

Breslau und Gleiwitz.

Gleichbleibendes Werktagsprogramm

6,20 Morgenkonzert; 8,15 Wetter, Zeit, Wasserstand, Presse; 13,05 Wetter, anschließend 1. Mittagskonzert; 13,45 Zeit, Wetter, Presse, Börse; 14,05 2. Mittagskonzert; 14,45 Werbedienst mit Schallplatten; 15,10 Erster landwirtschaftlicher Preisbericht, Börse, Presse.

Sonntag, den 19. Februar.

6,35: Hafenkonzert aus Bremen. 8,15: Orgelkonzert aus Brieg. 9,10: Rätselfunk. 9,25: Schachfunk. 9,50: Glockengeläut. 10: Kath. Morgenfeier. 11: Kleist-Anekdoten. 11,30: Bachkantaten. 12: Mittagskonzert. 14: Berichte. 14,10: Für die Landwirtschaft. 14,25: Volkswirtschaftliche Tagesausdrücke. 14,40: Fastnachtsbräuche, ihre Entstehung und Deutung. 15: Aus Freudenstadt: Internationale Deutsche Ski- und Heeresmeisterschaften 1933. 15,30: Kinderfunk. 16: Unterhaltungskonzert. 17,35: Was ich auf einer Weltreise über Deutschland hörte. 18,15: Aus Mainz: Damensitzung des Mainzer Carnevalvereins. 19: Hans Franck liest aus eigenen Werken. 19,30: Wetter. 19,40: Militärkonzert. 20,45: Der Zeitdienst berichtet. 21,15: Intermezzo. 21,45: Mit Mandolinen und Gitarren. 22,35: Zeit, Wetter, Tagesnachrichten, Sport. 23: Unterhaltungskonzert aus Wien.

Montag, den 20. Februar.

10,10: Schulfunk. 11,30: Konzert aus Hannover. 15,40: Das Buch des Tages. 16: Die Wirtschaftskrise Asiens. 16,20: Unterhaltungskonzert. 17,30: Zweiter landw. Preisbericht; anschl.: Technische Uebersicht. 17,55: Berichte aus dem geistigen Leben. 18,15: Englisch. 18,40: Der Zeitdienst berichtet. 19: Die Auftragsmöglichkeiten für schlesische Künstler. 19,30: Wetter; anschl.: Abendmusik. 20: Geschichten und Abenteuer um Schallplatten. 21: Wandlung einer historischen Stätte. 22: Zeit, Wetter, Tagesnachrichten und Sport. 22,25: Funkbriefkasten. 22,35: Im Heimatlande der Olympiaden. 22,50: Wintertage im Nord-Schwarzwald.

Verantwortlicher Redakteur: Reinhard Mai in Kattowitz. Verlag „Vita" Sp. z. ogr. odp. Druck der Kattowitzer Buchdruckerei- und Verlags-Sp.-Akc., Katowice.